

Maximilian Schmidt  
genannt Waldschmidt  
(1832 – 1919)

## Der lateinische Bauer

Volkserzählung  
(1863)

(Text einer späteren Auflage)

Weitere Werke von Maximilian Schmidt:  
<http://www.familie-koenig.de>

## I.

Das war ein lustiges Treiben – ein Singen und Pfeifen, ein Juchzen und Klatschen auf dem Tanzboden des Lemminger Wirthshauses! Es war an einem prächtigen Sommertage, an welchem das Fest des heiligen Schutzpatrons von dem kleinen Dorfkirchlein gefeiert wurde. Vormittags fand, wie alljährlich, der übliche Rundritt um das Kirchlein statt und des Nachmittags drängte sich Jung und Alt zum fröhlichen Reigen. Der Dudelsackpfeifer, der das ganze Orchester ausmachte, that aber auch sein Möglichstes, alle Tanzlustigen durch seine unwiderstehlichen Töne herbeizulocken. Er blies nach Herzenslust; dabei stampfte er taktmäßig mit beiden Füßen und begleitete seine Dreher und Polkas oft mit einem solch' lauten und schallenden Gelächter, daß die Umstehenden unwillkürlich in dasselbe miteinstimmen mußten. – Alles überließ sich der Freude und der Lust des Tages. Flotte Burschen und saubere Diandln drehten sich im bunten Durcheinander im Saale herum und in den verschiedenen Variationen zeigte das eine oder das andere Paar seine Fertigkeit in der edlen Tanzkunst.

Am schönsten tanzte aber unstreitig ein junges Paar, dem man mit wahren Vergnügen zuschauen konnte. Das Mädchen war ihrer Kleidung nach die Tochter eines reichen Bauern. Sie trug ein schwarzseidenes Kopftuch, ein reichgesticktes Schnürmieder, in welches ein rothseidenes Brusttuch gesteckt war, und einen geblühten persenen Rock, nebst dunkelrother, wollener Schürze.

Schöne blaue Augen schauten aus einem hübschen und gesunden Gesichte heraus und ließen darauf schließen, daß ihr Herz und ihr Verstand ebenso frisch seien, als ihr Körper schön und wohlgeformt war. – Ihr Tänzer war ein junger Bursche, von mittlerer Größe und kräftigem Körperbau. Auffallend unterschied er sich von den anderen Männern durch seine üppigen, schwarzen Haare, welche einer sorgfältigen Frisur unterworfen schienen und in schönen Wellen an seinem interessanten Kopfe herabhingen. Unter einer hohen und breiten Stirne schauten zwei große, dunkle Augen hervor, aus welchen gleichfalls ein klarer Verstand und ein gewisses träumerisches Feuer sprühte. Sein Anzug war feiner und geschmackvoller, als jener der anderen Bauernburschen und in seiner Haltung und seinem ganzen Benehmen merkte man demselben einen gewissen Grad von Bildung an, welche er in seinem Dorfe gewiß nicht erlangt haben konnte. Das war auch in der That nicht der Fall.

Der Tanz ging zu Ende und die Tänzer geleiteten ihre Mädchen zu den Tischen in dem anstoßenden Zimmer, lachten, sangen Schnadahüpfeln und waren voll froher Lust und guter Dinge.

Nur das von uns in's Auge gefaßte Paar schien an der allgemeinen Lustbarkeit nicht Antheil zu nehmen.

„Du hast aba heunt g' spaßige Maniern, Alys,“ sagte das Mädchen in vorwurfsvollem Tone, „gibst mir lauta verdraachte Antwort'n und fragst mi um gar nix. G'fall ich Dir nöt – oda was is's denn nacha, daß D' a so g'spreizt thuast?“

„Ich hab' halt was am Herzen,“ entgegnete der Bursche. „Kann's Dir g'rad nöt sag'n und Du brauchst Dich d'rüber nöt z'kümmern, Resl.“

„Freili hab' i mi z' kümmern um Di,“ fiel das Mädchen rasch ein. „Müebt netter a saubre Braut sein, wann's nöt der Fall. Oba i woab scho', bist wieder d'rin g'wen beim geistlich'n Herrn im Markt und habts mitanand diskutirt vom gelehrten Zeug und hintnach verschmachts Di, daß D' koa G'lehrta worn bist. Waarst a eppas Rar's nacha? I bitt' Di, Alys, sei lusti, wenn D' mi nöt harb macha willst.“

„Ich bin ja lustig,“ entgegnete der junge Mann. „G'wiß bin i's und hab' noch nie größere Ursach' dazu g'habt, als g'rad heut.“

„Mei', dös G'schwatz dös!“ sagte etwas ärgerlich das Mädchen, „willst aaf oamal wieder lusti sein und hast doch was am Herz'n, was Di druckt und mi druckt's mit Dir, wenn i's aa nöt woaß.“

Das Gespräch des Brautpaares wurde durch des Mädchens Vetter unterbrochen, welcher sein Bäschen zu dem soeben begonnenen Tanze abholte.

Beide trennten sich mit einem freundlichen Gruße; das Mädchen ging dem Tanzplatze zu, Aloys suchte das Freie. Er wollte allein sein, allein mit seinen Gedanken, die nicht beim Kirchweihfeste und Tanze und auch nicht bei der Resl waren.

In der Nähe des Dorfes und fast an dasselbe anstoßend, befindet sich ein kleines Wäldchen, welches isolirt vor der Prünst steht, mit welchem Namen eine sich hier weithin ausbreitende Waldung bezeichnet wird. – Aloys ging in jenes Wäldchen, setzte sich auf einen Baumstock und gab sich seinen Gedanken hin, welche ihn gerade heute so außerordentlich erregten.

Dieser anscheinende Bauernbursche mit seinem klugen Gesichte und seiner gedankenvollen Stirne war ein davongejagter Student, ein junger Mann, welcher auf einer mit Erfolg betretenen Bahn plötzlich herausgerissen ward und dadurch in Verhältnisse gerieth, welche den frühern gerade entgegengesetzt waren. – Er war bestimmt, ein geistlicher Herr zu werden. Von Jugend auf war all' seine Aufmerksamkeit auf dieses Endziel gerichtet. Sein Vater, der reiche Narrenhofbauer, erblickte sich mit seiner Frau im Geiste schon bei der Primiz des Sohnes und beide Eltern sahen mit inniger Zufriedenheit ihren Aloys nicht nur in der deutschen, sondern auch in der Klosterschule zu Neukirchen und späterhin am Gymnasium zu Regensburg bedeutende Fortschritte machen, welche sie zu den schönsten Hoffnungen berechtigten. Einer der Ersten brachte er Jahr für Jahr seine Preise nach Hause, zum Stolze der Eltern und Staunen der Nachbarn. Alles ging daher gut, bis sich das Blatt mit einem Male wendete und über den Narrenhofbauer ein harter Schicksalsschlag nach dem andern hereinbrach. Die Studien des jungen Studenten wurden nämlich auf eine sonderbare Weise unterbrochen.

Im Hause der Stadt, wo Aloys sein Zimmerchen hatte, befand sich auch die Wohnung eines Hofrathes. Dieser hatte ein allerliebstes Töchterlein mit Namen Therese. Das Mädchen mochte 15 oder 16 Jahre zählen, hatte neben glühend rothen Haaren, welche in üppigen Locken ihr feines, weißes Gesichtchen einfaßten, zwei blaue Augen, denen der Himmel seine Farbe geliehen und welche so fröhlich in die Welt hineinschauten, wie der klare Himmel herabblickt auf die blühende Flur in den goldenen Tagen des Frühlings. Therese wurde zu ihrer Ausbildung noch täglich mehrere Stunden in ein Institut geschickt. Aber das liebe Backfischchen wollte außer ihren Studien und Handarbeiten auch eine süße Zerstreuung haben, und da sie aus Ritterromanen, welche die Frau Hofräthin so überaus gerne las, hin und wieder verstohlen einige Kapitel schnippte, in welchen von lauter Liebe und nichts als Liebe die Sprache war, so kam sie auf die Idee, dieses süße Gefühl aus eigener Erfahrung kennen zu lernen und nach dem jungen Hausbewohner im obersten Stocke waren die ersten Angeln ausgeworfen. Ihre schönen Augen waren ein süßer Köder, und siehe, es währte nicht lange, so zappelte das Fischlein daran, auf das sie es abgesehen. –

Aloys hatte eine rege Phantasie und seit er Ovids Verwandlungen übersetzt, fühlte er sich bei den Gedanken an jene Sagen oft eigenthümlich erwärmt. Wenn er so allein in seiner Kammer saß und seine Schulaufgaben beendet hatte, nahm er gleichsam zur Erholung den Ovid hervor und las die Stellen nochmals durch, welche ihn am meisten angezogen. Ihm gefiel das neckische Spiel der Götter unter sich und mit den Erdenkindern und er konnte sich oft lebhaft in die Lage der verschiedenen Helden und Heldinnen hineindenken. Besonders ansprechend war ihm Ovids Heroiden, das sind Briefe in elegischem Versmaße, welche von den Weibern der alten Heroen an ihre Gatten und Geliebten gerichtet sind und voll von klagender und schwärmerischer Liebe sind. Diese Heroiden wurden zwar nicht in der Klasse gelesen, sonder Aloysens Professor, welcher seinen Schüler in Ovids Werke wegen ihrer klassischen Schönheit verliebt glaubte, gab ihm diese mit pädagogischer Unwissenheit sorglos

selbst in die Hand und ermunterte den Wißbegierigen in der freundlichsten Weise. – Aloys las diese Dinge nicht nur durch – er fühlte sie auch durch und durch und als er einstens neben Therese in das Haus ging und seinen Gruß auf die liebenswürdigste Weise erwidert fand, als er diesem bis jetzt unbeachtet gelassenen Mädchen in die blauen, frischen Augen sah, da war es ihm fast, als existirten jene in seinem Classiker beschriebenen Gefühle nicht nur im grauen Alterthume und in der Fabelwelt, sondern auch noch in unserm prosaischen Zeitalter, und der junge Student war über diese Entdeckung ebenso überrascht als erfreut. Er nahm sich vor, sich selbst zu beobachten, sich selbst zum Gegenstande einer Studie zu machen. – Die rothen Haare Theresens wollten ihm zwar Anfangs nicht recht gefallen; aber schon nach wenigen Tagen gefiel ihm das Mädchen gerade wegen dieser Haare, weil er es für etwas Apartes hielt und außerdem fand, daß ihr gar keine andere Farbe besser passen könne.

Er machte mit Theresen die verschiedenen Stufen der ersten Liebe durch. Die Liebe machte ihn zum Dichter. Freuden und Leiden wechselten; beide waren süß und schürten seine Flamme. Die flüchtige Conversation genügte den Liebenden nicht mehr; täglich wurden Briefe voll schwärmerischen Inhaltes gewechselt und nichts war den Beiden heiliger, als diese Liebe selbst, die Alles in sich schloß, alle Freuden und Hoffnungen des Lebens, alle Wünsche für die Gegenwart und Zukunft.

Aloys dachte natürlich nicht mehr daran, Geistlicher zu werden. Der Schwur des „Ewig Dein“ hätte er als solcher nicht erfüllen können und er dachte schon mit bebendem Herzen an das Glück, mit Theresen das Leben theilen zu können. Nichts kam ihm so unmöglich vor, als nochmals ohne sie zu leben und doch konnte er auf der andern Seite kaum fassen, daß er das Glück, immer bei ihr zu sein, sie immer lieben zu dürfen, ihm bestimmt sein sollte. –

Therese schwärmte nicht weniger für den schwarzlockigen Studenten mit seinen großen, dunklen Augen und hegte keinen anderen Wunsch, als seine Liebe zu besitzen und so zu sein, so zu werden, daß sie ihn beglücken könne, wie sie es wollte und er es verdiente. Wenn sein Blick sie auf's Neue Liebe, lauter Liebe versicherte, fühlte sie sich so glücklich und freute sich schon lange vorher auf den Augenblick, der ihr wieder einen Gruß von ihm brachte. Bevor sie sich Abends zur Ruhe legte, träumte sie noch oft am offenen Fenster. O, dieses Träumen war so süß, daß sie damit gar nicht zu Ende kommen konnte und die Sternlein am Himmel lächelten ihr freundlich zu und grüßten sie mit ihrem wundervollen Glanze. So gerne wie früher sah Therese immer noch hinauf zu ihnen; aber ihren Glanz konnte sie nicht mehr so schön finden, wie früher, denn die Sterne von Aloysens Augen dünkten ihr so vielmal schöner, daß aller andere Schimmer dagegen in Nacht versank. –

Die Liebe Beider brannte also lichterloh und als sie sich einmal in einem lieben Eckchen des Hausganges bei einem zufälligen Begegnen unbemerkt glaubten, wechselten sie die Millionen beiderseitiger Gedankenküsse für einen wirklichen aus. „Gelt, Aloys, Du g'hörst mir?“ fragte das Mädchen im zärtlichsten Tone, indem es sich an ihn liebevoll anschmiegte. „Ewig, Therese!“ wollte der Jüngling eben mit vor Wonne zitternder Stimme erwidern – als die entsetzliche Stimme des Hofrathes Beide wie mit einem Donnerschlage von einander trennte.

Nun ging das Elend an. Theresens Geheimnisse kamen in die Hand ihres gestrengen Vaters. Ueber Aloys wurde vom Rektorate sogleich eine peinliche Prozedur eingeleitet und derselbe nach einigen Tagen Carcer zum abschreckenden Beispiele aller Schüler von der Anstalt entlassen. Er war damals noch nicht ganz achtzehn Jahre alt. Mit den schrecklichsten Gefühlen trat er den Weg in seine Heimath an. Ihm war Alles wie ein Traum, aber ein gräßlicher Traum. Als er mit zaghaftem Schritte sein Vaterhaus betrat, tönnten ihm Weinen und Wehklagen entgegen. Das hitzige Fieber wüthete im Dorfe und Mutter und Bruder lagen drinnen in der Stube auf der Todtenbahre. – Sein Vater, welcher ihn gekommen glaubte, um ihn nicht allein zu lassen mit seinem Schmerze, umarmte und küßte ihn innig als das Einzige, was ihm noch übrig geblieben von seiner Familie.

Aloys begleitete Mutter und Bruder zum Grabe und wünschte nichts sehnlicher, als ihnen nachzufolgen, denn sein Herz war zerrissen und blutete vor lauter Weh.

Als sein Vater, ein biederer Mann, die wahre Ursache von seines Sohnes Ankunft erfuhr, war er wie wüthend. An ein Weiterstudiren war nicht mehr zu denken und Aloys mußte sich den Geschäften im Bauernhofe unterziehen. Alle seine Bitten waren fruchtlos. Sein Vater droht ihn zu enterben, wenn er sich nicht in seinen Willen fügen wollte. – Aloys blieb nichts übrig, als dem grausamen Befehle seines Vaters nachzukommen. Er wurde ein Bauer, aber nur äußerlich. Er hatte die Wissenschaft so lieb gewonnen, daß er sich nimmer von ihr trennen konnte. Oft, wenn er sich unbemerkt glaubte, las er in seinen Classikern, und das waren ihm süße Stunden.

Theresens Bild schwebte ihm stets vor Augen und bei dem Gedanken an sie vergaß er seine Leiden und sein zertrümmertes Glück. – Sie folgte ihm zu seinen groben Arbeiten; an sie dichtete er noch an den Feierabenden, wenn er allein war in seiner Kammer oder in dem Wäldchen am Dorfe, das er so gerne aufsuchte, wenn er sich ungestört seinen Gedanken überlassen wollte.

Er war der einzige Sohn des reichen Bauern und mit der Zeit glaubte er daher die Hindernisse, welche ihn von Therese trennten, alle zu bewältigen. –

Aber Therese ließ nichts mehr von sich hören. Aloys schrieb mehrere Briefe an sie und sandte dieselben unter reichlicher Belohnung seiner einstigen Hausfrau zur Besorgung; aber es kam keine Antwort. Seine Sehnsucht nach der Geliebten war grenzenlos – unbeschreiblich, denn die Gefühle der Sehnsucht eines liebenden Herzens sind nicht in Worte zu fassen. Er weinte, er ward krank und mit jedem Tage fühlte er mehr, daß es ohne sie kein Leben, kein Glück, keine Seligkeit mehr gäbe. – Sein jugendlicher Körper und die viele Arbeit in der freien Natur machten ihn übrigens bald wieder gesund, wenn auch sein Herz aufs Tiefste ergriffen blieb; denn Wochen und Monate vergingen, – es vergingen Jahre, ohne daß Aloys auch nur das Geringste von Therese erfuhr. – Ein Glied nach dem andern ward ihm aus der Kette seiner Hoffnungen genommen. Die unaussprechliche Sehnsucht ward zur stillen Wehmuth – später verlor sich auch diese. Er fügte sich in das Unvermeidliche und nur hie und da tauchte noch in seinen Träumen das Ideal seiner Jugend auf. –

Drei Jahre waren seit der Entlassung von der Anstalt verstrichen und der alte Narrenhofbauer dachte nun an eine Verheirathung seines Sohnes. Er hatte Aloys oft, träumend und wachend, den Namen „Therese“ ausrufen hören und glaubte, dieser Ausruf gelte der Tochter seines Nachbarn, des reichen Langenbauers, welche auch Therese oder, wie es hier zu Lande üblich, Resl hieß. Die beiden Väter hatten längst Alles abgemacht; das Mädchen hatte sich schon lange im Stillen Aloys gewünscht und dieser war ihr auch nicht abgeneigt. Der Verlobungstag wurde gehalten und die Hochzeitfeier auf den achten Tag nach dem Madonna-Feste in Neukirchen festgesetzt. – – –

So standen die Dinge bis zu dem Tag, an welchem wir unsere Erzählung begonnen, wo Aloys plötzlich wieder aus all' seiner mit so unendlicher Mühe gefaßten Ruhe herausgeschleudert wurde. Er war nämlich des Vormittags im nahen Marktflücken zu Eschlkam, um Einiges für sein zukünftiges Hauswesen zu besorgen. Nachdem er auch das sonntägliche Amt in der Kirche angehört, ging er, wie gewöhnlich, zu dem Cooperator, einem liebenswürdigen jungen Manne, den er schon von seiner Studienzeit her kannte und mit welchem er doch, was ihm oft ein Bedürfniß war, eine gebildete Unterhaltung führen konnte. Bevor er den Weg nach Hause einschlug, kehrte er noch im Wirthshause ein. Es war dieses sonst nicht seine Art und er wußte selbst nicht, warum er es heute that. Vor dem Gasthause stand ein angespanntes Wägelchen und der Knecht des Wirthes wartete auf die fremden Gäste, welche er nach dem mehrere Stunden entfernten Markte Kötzing fahren sollte. –

Aloys fand die Wirtsstube leer, im anstoßenden Herrenzimmer aber saßen drei Böhmen, ein Mann und zwei Frauen. Dem Manne sah man's auf den ersten Blick an, daß er ein böhmischer Schulmeister sei, welcher unter dem Pantoffel seiner corpulenten, streng

aussehenden Eehälfte stehen mußte, denn sie führte die Kasse und zahlte soeben die Zeche. Das Mädchen aber – war Therese! Er erkannte sie sogleich wieder, trotz ihrer eigenthümlichen Umgebung und ihres einfachen, bescheidenen Anzuges. Es war Therese mit ihrem üppigen rothen Haare, das in zwei Zöpfen über ihre Schultern herabhing, mit dem feinen Gesichte, das aber nicht mehr blühend wie vor drei Jahren, sondern blaß und kränklich aussah, – mit den himmelblauen Augen, deren Glanz jedoch erloschen zu sein schien.

Waren die letzten drei Jahre plötzlich aus dem Leben des jungen Mannes gestrichen? Er fühlte nicht mehr das grobe Gewand, mit dem er bekleidet, – nicht mehr den Stand, welchem er nun angehörte; wie früher, ganz wie früher, blickte er nach Therese hin, dem lieblichen Mädchen, das nun zur Jungfrau herangewachsen war. Sein Herz schlug heftig und Thränen standen ihm in den Augen. Die alte Liebe fühlte er auf einmal wiederkehren, die Liebe, um deren willen er schon so viel gelitten, die Liebe, welche sein ganzes jugendliches Lebensglück zertrümmert: mit einem Male war sie wieder da, mächtig, unbezwingbar!

Während er nun so ganz in Anschauung Theresens vertieft war, machte sich die kleine Gesellschaft zum Aufbruche fertig. Die Frau sagte zur Wirthin, daß sie nach vollzogenem Geschäfte für ein böhmisches Kloster gegen Abend wieder mit ihrem Manne und ihrer Pflgetochter zurückkehren und bis nach dem Madonnafeste in Neukirchen, also zwei Tage, hier verweilen werde. Die Frau kam zuerst und nach ihr der Mann durch die Thüre heraus, ohne daß sie Aloys bemerkten. Therese, welche folgte, nickte dagegen dem jungen Manne, welcher bei ihrem Nahen unwillkürlich aufstand, einen freundlichen „Guten Tag!“ zu, aber der Gruß kam nur zur Hälfte aus ihrem Munde: – sie hatte in das Gesicht des Bauers geschaut und stieß einen leisen Schrei der Ueberraschung aus. – Aloys ergriff ihre Hand und drückte einen brennenden Kuß darauf.

„Therese! Aloys!“ tönte es aus Beider Mund.

„Wo seh’ ich Dich wieder, Therese?“ fragte er flüchtig. „Morgen und hier, mein Aloys,“ erwiderte leise das Mädchen, während ihr Thränen aus den Augen hervorperlten – „auf Wiedersehen, Aloys!“ –

Und fort war sie, einem Nebelbilde ähnlich. Aloys hörte den Wagen von dannen rollen. Er ging hinaus und folgte ihm mit den Augen, so weit es möglich war; dann schlug er wie taumelnd den Weg nach seinem Dorfe ein. – Ihm war zu Muthe wie einem Betrunknen; er konnte seine Gedanken nicht sammeln, er träumte mehr als er wachte und gerne hätte er sich zu Hause in seine Kammer eingesperrt, hätte ihn nicht sein Vater, der Narrenhofbauer, aus seinen Träumereien geweckt und ihm befohlen, mit der Langenbauern Resl, seiner Braut, auf den Tanzplatz zu gehen und Kirchweih zu halten. – So machte er denn zum bösen Spiele gute Miene und tanzte nicht nur mit der Resl, einem wirklich hübschen und verständigen Mädchen, welche ihn ungemein lieb hatte und sich unendlich nach dem Tage der Hochzeit sehnte, sondern auch mit den anderen Mädchen, gleichviel ob sie arm oder reich waren, was manche Freude, aber auch manchen Verdruß verursachte.

Endlich war es ihm nicht mehr möglich, sich länger zu verstellen und sich auf dem Tanzboden aufzuhalten. Er suchte, sich von Allem frei zu machen und ging hinaus in sein Lieblingswäldchen. Er mochte über eine Stunde so dagesessen haben, als er hinter sich die Stimme seines Vaters hörte.

„Find’ i Di endl, verflixta Bua!“ rief er ihm zu. „Haltst Maulaffen im Hölzl faal und woaßt, daß Kirta im Dorf is?“

„Ich ruh’ nur ein wenig aus, Vater,“ entgegnete Aloys.

„,s gibt nix zum Rast’n heunt. D’ Narr’n san zum Kirta kumma und drinna im Hof san’s alle drei beinand. Geh’ hoam, Aloys, und halt mir’s in Ordnung, daß nix passirt.“

„Die Narr’n sind da?“ rief der junge Mann aus. Sein Gesicht glühte und aus seinen Augen sprühte ein wildes Feuer; krampfhaft ballten sich seine Hände zusammen und in seinem Innern tobte die wilde Leidenschaft des Zornes. Er, der eben noch so gemüthvolle Liebhaber, der sich aufzulösen schien in der Innigkeit seiner Gefühle, stand jetzt auf einmal da in seiner

männlichen Schönheit, stolz und voll des Selbstbewußtseins seiner jugendlichen Kraft. – „Die Narr'n sind da?“ wiederholte er nochmals, „wollt' ich doch gleich“ –

„Was wollt's?“ fiel ihm sein Vater in die Rede, „sie san da und san meine G'schwister. Sie soll'n traktirt wern, wia alle andern Gäst und nia mag i mir nachsagn lass'n, daß i's davog' jagt hon, weil's unglückli san. Davontweg'n gehst eini und nimmst Di drum o.“

„Ich geh',“ entgegnete Aloys mit erzwungener Ruhe. „Aber Vater, gebt Obacht, es gibt noch einmal ein Unglück. So oft ich von den Narr'n hör', steigt mir's Blut in' Kopf; ich erkenn' mich dann selbst nimmer, ich vergess', daß es Eure Geschwister und daß es Narr'n sind und hab' nur das eine G'fühl, zu vergelten. – Ihr wißt's, Vater, was ich zu vergelten hab'.“

„Fü wö (warum) erinnerst mi alleweil an di sel G'schicht!“ – sagte der Bauer mißmuthig. „'s ist so lang her, daß ma's kaam mehr denkt.“

„Ich denk's, Vater, so lang ich leb'!“ –

„Dös magst thuan, oba sei g'scheidt dabei – Aloys, mach' mir nöt no mehr Kumma in's Haus, als i schon g'habt han. – Geh' eini in'n Hof. Di fürcht'n's und sorg', daß's ma nix ofanga.“

Aloys konnte dem bittenden Tone seines Vaters nicht widerstehen. „Ich eil' sogleich nach Haus, Vater,“ sagte er, „und mach' nur noch einen Sprung zu der Resl, die mich auf dem Tanzbod'n erwartet – dann trifft Ihr mich im Narrenhof.“

Aloys eilte zu seiner Verlobten, welche ihn schon längst mit Sehnsucht erwartete und über die Nachricht, daß er nicht auf dem Tanzplatze bleiben könne, nicht sonderlich erbaut war. Da gerade ein neuer Tanz begonnen hatte, tanzte er nach des Mädchens Wunsch noch einige Male herum, als die Lustbarkeit plötzlich gestört ward. – Alles eilte zur Thüre hinaus, denn ein furchtbares Getöse drang von der Gasse herauf.

„Was gibt's denn?“ rief man sich zu.

„Im Narr'nhof raff'n's!“ war die Antwort. Alles drängte sich nun dahin, um sich an den närrischen Geschwistern, welche in Streit gerathen waren, zu ergötzen.

Ein entsetzliches Geschrei vernahm auf dem Narrenhofe. Die Thüre wurde jetzt geöffnet und die Personen, welche sich raufend herausdrängten, brachten einen allgemeinen Ausruf des Abscheus und Entsetzens hervor.

Es waren zwei männliche Narren und eine Närrin, alle drei Geschwister, welche heute, wie verabredet, in ihr ehemaliges Vaterhaus zur Kirchweih kamen. – Es waren menschliche Wesen, aber die Menschheit mußte über diese Geschöpfe erröthen. Sie waren fast ganz nackt und was sie von einer kleiderähnlichen Hülle an sich trugen, machte durch seine Zerrissenheit und seinen Schmutz einen noch widerwärtigeren Eindruck, als ihre nackten, schmutzigen Glieder selbst, welche daraus hervorschauten. So balgten sie sich zur Thüre heraus in den Hofraum. Der Narrenhofbauer, welcher die gegen einander Wüthenden auseinanderreißen wollte, ward selbst von ihnen angepackt und sie würden ihn erwürgt haben, wäre nicht plötzlich Aloys erschienen, welcher mit kräftiger Hand seinen Vater befreite und dann mit einem hölzernen Knüttel so gewaltig auf die Köpfe der Raufenden losschlug, daß sie vor Schmerz laut aufbrüllten. Wohl fühlte er sich von einem derselben in die Hand gebissen; aber er achtete nicht darauf und hörte nicht eher zu schlagen auf, bis die Wahnsinnigen nach verschiedenen Richtungen hin die Flucht ergriffen – zur allgemeinen Belustigung der zuschauenden Menge.

Das unterbrochene Fest wurde sodann wieder fortgesetzt und man zerstreute sich vom Narrenhofe mit zufriedener Miene, als hätte eine Volksbelustigung stattgefunden.

Aloys war es jetzt noch weniger als vorher um die Kirchweih zu thun. Er ging wieder hinaus in sein kleines Wäldchen; er ging noch weiter, in den nahen Tannenwald, die Prünst, und suchte sich von seiner Aufregung zu erholen.

Die Sonne war bereits hinabgesunken und der Vollmond goß sein silbernes Licht herab über Wiese und Wald. Aloys war es, als lindere sein Licht den Schmerz in seinem Innern. Er ging

lange so fort, als er plötzlich bemerkte, daß er vom Wege abgekommen sei. Er schlug die Richtung nach dem Orte ein, in welchem Therese verweilte. Aber er ging lange fort und kam nicht an den Saum des Waldes. Unwillkürlich dachte er an die Prünstfrau, welche sich der Sage nach in diesem Walde aufhalten sollte und die Leute irre führe, daß sie sich nicht mehr herauszufinden vermögen. Diese Prünstfrau soll eine wunderschöne Fee sein und Jeder, der sie erblickt, muß ihr unbedingt nachfolgen – aber Niemand kann sie erreichen, so gerne man es auch möchte, denn ihre Nähe erfüllt Jeden mit unaussprechlichem Verlangen.

Dieser lieblichen Fee gedachte, wie gesagt, Aloys auf seinen Irrwegen. „Wie, wenn sie mir erschiene?“ wollte er eben für sich sagen, aber er konnte diesen Satz nicht vollenden – dort, ganz in seiner Nähe, trat aus dem Gebüsch eine wunderbare Frauengestalt hervor. Sie trug ein weißes Kleid, eine Krone von lebendigen Blumen, zwischen denen lichte Sternlein blinkten, schmückte ihr Haupt, ein ähnlicher Gürtel umschlang die schöne Taille und goldene Schuhe bedeckten ihre Füße. Aus ihrem Gesichte strahlten Glück und Wonne. Mit einem bezaubernden Lächeln nickte sie Aloys zu, ihr zu folgen. Er that es. Die Erscheinung, das reizende Gesicht immer nach dem jungen Manne gewandt, entfernte sich mitten durch den Wald. Aloys mußte ihr nachfolgen. Bald fühlte er seine Füße von der Erde erhoben – er ging nicht mehr, er schwebte – er konnte fliegen. Der Wald verwandelte sich in einen prachtvollen Garten. Bäume mit goldenen Früchten standen rings herum. Der Boden war mit Rosenblättern bestreut und die Luft mit wonnigen Düften erfüllt. So wunderschön war Alles, daß keine Feder es zu beschreiben im Stande wäre. Aber Aloys richtete seine Blicke nur nach Einem Gegenstande; mit magischer Gewalt hingen sie an der ihm vorschwebenden lieblichen Frauengestalt. – Plötzlich drang ein freudiger Ausruf aus seiner Brust. „Therese, Therese!“ – Es war nicht mehr die Prünstfrau, welche dort vor ihm schwebte, es war Therese, die Geliebte seiner Jugend, Therese, welche er heute wiedergesehen und für welche sein Herz auf's Neue von Liebe entbrannt war. Ja, sie war es mit ihren großen himmelblauen Augen und den goldenen Locken, Therese mit dem freundlichen Lächeln und der liebenswürdigen Frage: „Gelt, Aloys, Du g'hörst mir?“ Aber er konnte sie nicht erreichen. Weiter und immer weiter floh sie dahin, trotz Aloysens Bitten, ihn zu erwarten. Jetzt war sie seinen Augen entschwunden. – Ein ungeheurer Abgrund lag vor ihm; er hatte ihn zu spät bemerkt und konnte nicht mehr umkehren: schon flog er über dessen Rand hinweg, als ihn die Kraft zu fliegen plötzlich verließ – er stürzte hinab in eine schauerliche, endlose Tiefe – ein Schrei des Entsetzens drang aus seiner Brust und schon –

Das Gebell eines Hundes brachte ihn wieder zu sich. Er schlug die Augen auf und erblickte beim hellen Scheine des Mondes vor sich seine Braut, die Langenbauern Resl, nebst ihrem Bruder, während der Hund noch fortwährend bellte.

Er hatte Alles nur geträumt!

Die Wunde, welche ihm einer der Narren an der Hand beigebracht und welche er nicht beachtet, hatte einen großen Blutverlust zur Folge und schwächte den ohnedies so aufgeregten Mann der Art, daß er, ohne es selbst zu wissen, unter einer Tanne erschöpft zusammengesunken und in einen festen Schlaf verfallen war. Seine gereizte Phantasie zeigte ihm im Traume das Prünstgespenst und in diesem Therese.

Die andere Therese aber, Resl, seine Braut, war über sein langes Ausbleiben besorgt und ging mit ihrem Bruder und dem großen Haushunde des Narrenhofbauers aus, Aloys zu suchen. Der Hund kam bald auf dessen Spur und schlafend unter einem Baume liegend, fanden die Besorgten den jungen Burschen. Nachdem dieser sich wieder erholt, ward er mit Unterstützung der Geschwister nach Hause gebracht.

Er hatte kein Wort gesprochen; aber desto mehr war er im Innern erregt. Wohl sah er ein, daß die Prünstfrau nur ein Ausbund seiner Phantasie gewesen: aber Therese, sie hatte er heute in Wirklichkeit wieder gesehen. Zu ihr zog es ihn hin und zu ihr mußte er!

Die gewaltsam unterdrückte Liebe machte ihre früheren Rechte wieder geltend: sein Herz schlug heftiger bei dem Gedanken an sie.



Stillschweigend waren die Drei am Narrenhofe angekommen. Es ward Aloys noch die Wunde verbunden und die so sehr beängstigte Resl wünschte ihrem Bräutigam dann herzlich eine „gute Nacht!“

„Gute Nacht!“ entgegnete mechanisch der junge Mann und ohne sich nochmals umzusehen, dem Anscheine nach theilnahmslos gegen Alles, ging er auf seine Kammer. – Sein Herz aber war erfüllt mit Furcht und Hoffnung und ergriffen vom Schmerz und Liebe.

## II.

Jene traurigen und jammervollen Geschöpfe, jene Ausgeschlossenen aus der menschlichen Gesellschaft, welche Aloys durch seine Schläge zur Flucht gezwungen, waren die Geschwister seines Vaters, dem sogenannten Narrenhofbauern, welchen Namen er hinwiederum von seinem Vater ererbt. Dieser war der einzige Sohn eines reichen Bauers, aber ein furchbares Verhängniß waltete über dessen Familie. Seine Braut, die Tochter eines benachbarten Bauers, hatte das Unglück, in der Nacht vor der Hochzeit wahnsinnig zu werden. Eine ausgebrochene Feuersbrunst hatte das Haus ihrer Eltern in wenigen Stunden verzehrt, und nicht genug – ihre Mutter selbst ward ein Opfer des wüthenden Elements, indem sie Angesichts ihrer Tochter von herabfallenden, brennenden Balken erschlagen wurde. Das Mädchen trug man auf diesen Schrecken hin scheinbar todt vom Platze, und nachdem es sich wieder erholt hatte – redete sie irr und alle Versuche, sie zu heilen, blieben erfolglos. Die närrische Mariandl, so hieß die Arme, konnte nun keine Hochzeit feiern – aber in ihrem wirren Geiste hielten einige Gedanken fest, welche früher ihr Glück ausmachten, und wer sie sah mit ihren langen, herabhängenden Haaren und dem blassen Gesichte, wie sie fortwährend auf den Bräutigam wartete, welcher wohl zu ihr kam, aber nicht im Hochzeitsschmucke und so von Mariandl unerkant blieb – wie sie immer nach dem Hochzeiter rief und den Kammerwagen sehen wollte: der mußte inniges Bedauern mit dem armen Mädchen empfinden. So vergingen einige Jahre und Mariandls früherer Bräutigam war genöthigt, sich ein anderes Weib zu nehmen. Er heirathete ein armes Mädchen aus der Umgegend und des Himmels Segen waltete das erste Jahr über dem Hause. Seine Frau schenkte ihm einen hübschen Knaben – den jetzigen Narrenhofbauern – und bald sollte sich die Familie wieder vermehren, als die junge Frau von einem unerwarteten, bösen Schicksale betroffen ward.

Sie war eines Tages in den nahen Marktflecken gegangen und hatte sich bei Bekannten so lange aufgehalten, daß es schon spät in der Nacht war, als sie den Rückweg nach dem Dorfe einschlug. Es war eine trübe Novembernacht; kein Sternlein blinkte am Himmel und die junge Frau fürchtete sich ordentlich, so ganz allein in der Finsternis ihren Weg zu machen. Diese Furcht vergrößerte sich, als sie in die Nähe der Kapelle, welche am Wege liegt und um welche ringsherum die Todtenbretter angebracht sind, auf welchen die Verstorbenen des Dorfes bis zu ihrer Beerdigung gelegen hatten. Diese Bretter-Orte, welche man im bayerischen Walde allüberall als lebendiges memento mori vor Augen hat, sind oft der Tummelplatz schauerlicher Gespenstergeschichten, welche man sich in den Rockenstuben mit schauerndem Vergnügen erzählt. Wer Nachts allein des Weges geht und an solche Plätze kommt, erinnert sich unwillkürlich dieses oder jenes Spuckes; und wenn er sich auch gerade nicht fürchtet, kann er sich doch eines unheimlichen Gefühls dabei nicht erwehren. – Die junge Bäuerin fürchtete sich aber in der That und mit hastigen Schritten und angehaltenem Athem wollte sie eben an der Kapelle vorüber, als zu ihrem Entsetzen hinter derselben eine Figur hervortrat und ihr den Weg versperrte.

Die Frau sank vor Schrecken in die Kniee und stieß einen lauten Angstschrei aus.

Da tönte eine widerliche, furchtbare Stimme an ihr Ohr: „Verflucht seist Du und die Frucht Deines Leibes! Narren sollst Du gebären und der rothe Hahn soll Euch Alle verschlingen! Du hast mir meinen Hochzeiter genommen und mich wahnsinnig gemacht – d’rum sei verflucht!

verflucht!“ – Dann sank die so Sprechende der Länge nach zu Boden und vor den Füßen der entsetzten Bäuerin lag der Leichnam der unglücklichen Mariandl. –

Wie das Weib nach diesem Auftritte nach Hause kam, wußte sie selbst nicht; ein böses Fieber warf sie auf das Krankenlager, all' ihre Ruhe war dahin, das Glück ihres jungen Lebens war zerstört; denn in ihren Ohren klang immer und immer wieder der Fluch der Irren mit all' seinem Schrecken und Jammer. Die Zeit ihrer Entbindung rückte heran und sie genas von Zwillingknaben. An ihnen glaubte sie schon jenen Fluch in Erfüllung gegangen. Er wollte ihr nicht mehr aus dem Sinn. Wohl ward sie mit der Zeit ruhiger und gab den Bitten und Tröstungen ihres Mannes und der Nachbarn nach, sich jener unseligen Befürchtungen zu entschlagen; – als sie aber neuerdings von einem Mädchen entbunden wurde, stand das Gespenst der wahnsinnigen Mariandl wieder lebendig vor ihr und nach furchtbaren Geistes- und Leibeskämpfen befreite sie der Tod von dem kommenden Jammer, der ihrer gewartet hätte; denn all' ihre Kinder, mit Ausnahme des Erstgeborenen waren wirklich Narren!

„Wo war da Gott?“ möchte man in einem Anfluge unbedachter Lästerung unwillkürlich ausrufen. Doch wer wollte da rechten? Die Fügungen des Schicksals bleiben dem menschlichen Geiste ein unauflösbares Räthsel. Des Menschen Seele beugt sich und zittert vor jener Allgewalt, die unser ganzes Sein beherrscht. Die Frage verstummt, denn was da kommt und wie es kommt, kann kein Warum erschließen!

Die unglücklichen Geschöpfe wuchsen im väterlichen Hause, welches seit jener Zeit der „Narrenhof“ genannt ward, heran. Je älter sie wurden, desto größeres Unheil brachten sie ihrem Vater und älteren Bruder. Die drei Narrengeschwister konnten mit der Zeit nicht mehr beisammen gelassen werden und mit unsäglichen Kosten wurden sie in verschiedenen Gegenden untergebracht.

Der Vater starb und sein einziger verständiger Sohn erbte den Hof. – Es ging nun wieder Alles gut. Der neue Besitzer heirathete und der Himmel schenkte ihm zwei Knaben, wovon der jüngere Aloys war. – Von den Narren hörte man mehrere Jahre nichts mehr und Aloysens Vater gab sich schon der Hoffnung hin, von denselben für immer befreit zu sein, als neuerdings der bis jetzt so friedliche Himmel seines häuslichen Glückes mit unheilvollen Wolken verfinstert ward.

Plötzlich, ohne daß man sich's versah, waren die Narrengeschwister wieder in die Gegend gekommen. Man sah sie dort und da, ohne bestimmt zu wissen, wo sie eine feste Wohnung genommen. Oefters sah man sie einzeln oder gemeinsam das Dorf umschleichen, ohne sich in das väterliche Haus zu getrauen. Als der Narrenhofbauer einmal spät in der Nacht nach Hause ging, bemerkte er, wie die Narrengeschwister um sein Haus herumschlichen, offenbar in der Absicht, eine böse That zu begehen. Er fürchtete, sie möchten Feuer legen und ging auf sie zu. Kaum wurden sie des Bruders ansichtig, ergriffen sie die Flucht nach dem nahen Walde. Es begann nun für den Bauer eine unheimliche Zeit. Seine Geschwister hatten jedenfalls etwas Böses vor, und er hatte nicht umsonst Unheil geahnt.

Eines Tages kam sein jüngerer Sohn, Aloys, nicht mehr nach Hause. Alles Suchen nach ihm war fruchtlos und erst des anderen Tages erfuhr man durch einen Holzhacker, er hätte einen Mann durch den Wald laufen sehen, welcher einen schreienden Knaben auf den Armen gehalten habe. – Es war kein Zweifel, einer der Narren hatte den Sohn seines Bruders geraubt, und mit Entsetzen und Wuth erfüllte diese Kunde den Bauern und alle seine Nachbarn. Alles ward nun aufgeboten, die elenden Geschöpfe aufzusuchen. Sämmtliche Bauern des Dorfes versammelten sich zur Mithilfe; die ganze Gegend und alle Waldungen rings herum wurden durchsucht. Ueberallhin wurde gesendet, Jedermann half mit: aber der Tag ging vorüber, ohne die geringste Spur von den Narren entdeckt zu haben. – Nieder gebeugt von Gram und Sorge um seinen Sohn trat der Vater mit seiner Begleitung den Rückweg an.

Es war schon Nacht, als sie der Weg über eine dürre Haide führte, welche den düsteren Wald nur auf eine kurze Strecke unterbricht. An dem einen Theile dieser Haide, ganz nahe am Saume des Waldes, stand eine halbverfallene Hütte, welche so verrufen war, daß ihr jeder

Wanderer aus dem Wege ging. Man sagte, die Hexen wären da nächtlich zum Schornstein aus- und eingeflogen und hätten ihren Hexentanz abgehalten. Oft wollte man gehört haben, wie die Geigen und Pfeifen herausklangen in die Stille der Nacht über die öde Haide; aber Niemand hatte sich getraut zu untersuchen, woher diese Klänge kamen. Nur ein junger, lustiger Geselle, man nannte ihn „den fidelen Peter“, soll einen derartigen Versuch, wie man sich erzählt, gemacht haben, und an seinem traurigen Schicksale nahm sich Jedermann ein warnendes Beispiel.

Als er nämlich einstens tief in der Nacht vom Tanze nach Hause ging, führte in der Fußpfad über die Haide. Dort hörte er die schönste und lockendste Musik an sein Ohr schallen. Sie kam aus der Hütte am Ende der Haide und war so reizend, daß es ihn ordentlich hinzog zu dem verrufenen Hause. Die Fenster waren beleuchtet und als der Peter sich leise herbeischlich und hineinschaute, sah er eine Kranz von reizenden Mädchen in der Stube herumtanzen und es tönte ein so lustiges Lachen an sein Ohr, daß ihm alle Furcht verging, und er es wagte, in die Hütte einzutreten. – Hei, das war ein bunter Reigen, ein Springen und Schreien, daß dem Peter fast Hören und Sehen verging! Aber wie erschrack er, als statt der liebeizenden Mädchen, welche er durch's Fenster erblickte, nur Fratzen gestalten in der Stube herumsprangen, so häßlich und ekelregend, als hätten sie sich dem Schooße der Hölle entrafft! Wild drehten sie sich im Kreise herum, den Besenstiel zwischen den Beinen, und stießen dabei ein so widerliches Geschrei aus, daß es Peter kalt überlief und ihm das Haar zu Berge stand. Manch' bekanntes Gesicht glaubte er unter diesen unheimlichen Wesen zu erkennen; Eines aber erkannte er gewiß: das Gesicht der runzlichen Lisbeth, welche schon seit Jahren todt, aber schon zu ihren Lebzeiten als Drude und Hexe verschrieen war. – Die Alte rannte ganz nahe an ihn heran und rief ihm in's Ohr: „Verräthst Du mich, so thu' ich Dir was an!“ – Peter wankte zur Thüre hinaus, ein kleines Gebetlein stammelnd, und entfernte sich eiligst von dieser gräßlichen Stelle.

Noch lange hörte er die Klänge an sein Ohr dringen; sie drangen ihm tief hinein, und von derselben Stunde an vermochte er nicht mehr fröhlich zu werden.

Wohl fragten ihn die Leute, was ihm begegnet sei, aber er schwieg, denn er gedachte der Drohung der runzlichen Lisbeth. Einmal aber gerieth er mit dem bösen Enkel der verrufenen Alten in heftigen Streit und seiner nicht mehr mächtig, hielt er ihm vor, daß er die Lisbeth beim Hexentanz gesehen habe. Kaum war dieses geschehen, fühlte er sich wie vom Schlage gerührt und er konnte nicht mehr von der Stelle gehen. Man trug ihn nach Hause – und in drei Tagen – war er todt. – So die Sage vom Hexentanz und dem fidelen Peter.

Als die nach dem geraubten Knaben Suchenden in die Nähe der Hütte kamen, konnten sie sich eines unheimlichen Gefühles nicht erwehren, denn sie gedachten des armen Peter. Aber wie erschracken sie, als sie in dem Hause Licht bemerkten. Den Narrenhofbauer überkam es wie eine Ahnung, sein Aloys könnte darin sein und er forderte Alle auf, mit ihm hineinzugehen. Sträubten sich die Leute auch Anfangs, so bekamen sie doch Muth, weil ihrer so Viele waren und sie gingen, wenn auch befangen, gerade auf die Hütte zu. An derselben angekommen, schaute der Narrenhofbauer durch das Fenster in die mit Spanlicht beleuchtete Stube und stieß einen Schreckensschrei aus, denn da drinnen waren Diejenigen, welche er suchte und aus einer auf den Tisch gestellten Hühnersteige, welche die Narren umgaben, tönte das Weh- und Angstgeschrei seines Kindes.

Wuth und Rache schnaubend eilte er in die Stube der Verworfenen. Er schlug sie mit seinen Fäusten zu Boden und rettete seinen Sohn aus der entsetzlichen Gefangenschaft, denn nackt hatten ihn die boshafte Geschöpfe in eine Hühnersteige gesperrt und weideten sich an seiner steten Todesangst, an seinen Bitten und seinem Wimmern.

Der Haß auf ihren Bruder, weil dieser im Besitze des väterlichen Anwesens war, wozu die Narren in ihrem verrückten Geize alle selbst sich berechtigt und befähigt glaubten, hatten sie diese Rache ersinnen lassen.

Selbst in dem Kopfe des Verrückten zeigt sich hin und wieder eine eigenthümliche Regelmäßigkeit der Ideen, und dieses am meisten, wenn die Leidenschaft ihn anstachelt, Böses zu thun. Unversöhnlich ist er in seinem Hasse, und mit einem gewissen Instinkte sucht er sich zu rächen für Alles, was ihn verletzte. Und was verletzt ihn nicht? Mißtrauisch gegen Alles, genügt ein Blick und seine Hand zieht sich krampfhaft zu einer Faust zusammen und in dem wahnsinnigen Gemurm, das aus den zitternden Lippen hervordringt, liegen die maßlosesten Flüche und Verwünschungen, die uns ängstigen könnten, wenn wir sie verstünden.

Hinterlist und Feigheit, Mißtrauen, Haß und Rachlust gehören zu dem Wesen jener Klasse von Narren, welche wir boshaft nennen und deren Nähe uns unheimlich und unerträglich wird.

Die drei Narrengeschwister gehörten zu dieser Klasse, und wie sie jetzt dalagen zu den Füßen des beleidigten Bruders, vor Furcht um ihr elendes Leben laut aufschreiend und sich zusammenkrümmend auf dem schmutzigen Boden: mußte man den Blick mit Ekel und Verachtung hinwegwenden von dieser Gruppe menschlicher Geschöpfe. –

Der Narrenhofbauer, welcher vor wenigen Augenblicken seine Geschwister kalten Blutes hätte umbringen können, prallte jetzt zurück; der Gedanke, in den Adern dieser Elenden rinne sein Blut, das Blut seiner unglücklichen Mutter, nahm alle Rache hinweg aus seinem Herzen und mit einem mitleidigen Blicke auf die Unglücklichen verließ er, den Wiedergefundenen in den Armen, mit seinen Leuten das verrufene Haus.

Aloys aber, der achtjährige Knabe, zog in seinem sonst so weichen Herzen den Haß und die Rache groß gegen jene Unseligen. Der Gedanke an die erlittene Unbill trieb ihm schon das Blut zu Kopfe; – er hatte ihnen Vergeltung zugeschworen, wenn er einmal groß würde, und als er's ward, bedurfte er all' seiner Geistesgegenwart und Selbstbeherrschung, daß er sich nicht hinreißen ließ von der Leidenschaft der Rache.

Die Narren verhielten sich übrigens seit jener Begebenheit ruhig. Sie bildeten gleichsam in jener Hütte, welche man ihrer Bewohner halber „den kleinen Narrenhof“ nannte, eine Familie, wo sie sich nach ihren verschiedenen Wanderungen wieder zusammenfanden.

Der Narrenseppel, so nannte man einen der Brüder, trug nie ein Hemd am Leibe und niemals Schuhe. Ein zerlumptes Beinkleid und eine bis über die Nase herabgezogene Zipfelhaube, welche mit zwei Löchern versehen war, durch die seine unsteten Blicke hervordrangen, waren seine einzige Kleidung. Auf dem Rücken trug er eine große Kürbe, worin er alles Mögliche sammelte und herumschleppte, was ein Narr nur immer zusammenbringen konnte: alte Brechen, Spinnräder, zerbrochene Häfen, Katzen, Tauben, Kaninchen usw. Diese Sachen vertauschte er für Geld und Lebensmittel, eine Handelschaft, zu der sich die Leute natürlich zum Spasse herbeiließen. Betteln sah man ihn nie. Er ging in die Häuser, setzte sich, ohne ein Wort zu sprechen, hinter den Ofen und blieb, bis man ihm etwas schenkte oder austauschte. Dann packte er wieder zusammen und lief eiligst weiter, weil er in der Regel befürchtete, der Handel könnte die Leute reuen. Wochenlang hielt er sich des Nachts im Walde auf und kam oft in Gefahr, von Jägern erschossen zu werden.

Der andere Bruder, der Ringel-Narr, hatte diesen Namen seiner Sucht nach glänzenden Ringen und überhaupt nach allem glänzenden Metalle zu verdanken. Er trug stets eine alte Geige mit sich, auf deren einziger Saite er mit wahrer Lust herumfiedelte. Er tanzte dabei, wenn man ihm ein „Ringel“ verhiel, in der Stube oder auf freiem Felde in der possierlichsten Weise herum, und die Leute machten sich oft ein Vergnügen daraus, ihn tanzen zu sehen.

Die närrische Schwester, das Narren-Mirdei, blieb meistens zu Hause und strickte in einem fort an einem Strumpf, ohne daß sie es verstand, eine richtige Masche zu machen. Ihr Strumpf war das durchlöchernte Faß der Danaiden. Sie strickte und strickte immer, ohne daß der Strumpf auch nur um eine Nadel größer wurde. Dazu besorgte sie auch das Hauswesen. Sie kochte oder verkochte die von ihren Brüdern nach Hause gebrachten Lebensmittel und brachte Speisen auf den Tisch, welche wohl in keinem Kochbuche enthalten sein dürften.

Eigenthümlich war es, daß diese drei Narren, wenn sie zu Hause waren, in der friedlichsten Weise bei einander lebten; trafen sie aber auswärts zusammen, so waren sie gleich bereit, wenn sie von rohen Leuten dazu aufgestachelt wurden, sich gegenseitig mit aller Erbitterung abzuraufen.

Da sie besonders gerne Kirchweihen besuchten, so hatte der Narrenhofbauer mit der Zeit nichts dagegen, wenn sie sich alle Jahre einmal bei ihm gütlich thun wollten. Er beschenkte sie dann immer mit Kleidern, welche die Narren wohl nach Hause trugen, aber nie anzogen, weil sie sich in ihren Lumpen behaglicher fühlten. Außerdem schickte er ihnen das ganze Jahr über Mehl, Schmalz und Brod, und that überhaupt Alles, was er thun konnte, um den boshafte Geschöpfen keine Ursache zu geben, ihre Feindschaft zu erneuern.

So kamen dieselben auch wieder zur diesjährigen Kirchweih in ihr ehemaliges Vaterhaus, und endete dieser Besuch mit Rauferei und jäher Flucht.

Auf verschiedenen Wegen hatten sie sich nach den Schlägen von Aloys durch die Waldung nach ihrer Hütte begeben und brüteten da auf Rache für die erlittene Unbill.

### III.

Aloys hatte wenig geschlafen. Mit Sehnsucht erwartete er den neuen Tag. „Therese ist da!“ wiederholte er sich wohl hundert Male. Er sollte sie wieder sehen und sprechen! Sein Herz schlug freudiger von Stunde zu Stunde. Nur Eines legte sich immer wie ein dichter Schatten über seine hellstrahlende Freude und konnte sich dieser Verdüsterung seines Gemüthes nicht erwehren: es war der Gedanke an seine Braut. – Er fühlte erst jetzt, wie gut er ihr gewesen, jetzt, wo er ihr entsagen wollte.

Was sollte er thun? Sollte er das Bauernmädchen heirathen, weil er ihr das Versprechen gegeben und die Hochzeit schon angesetzt war? Sollte er als Mann handeln und das gegebene Wort halten? Freilich sollte er das. Er mußte es wohl; seine Ehre und sein Charakter verlangten dies, und mit Schmach und Schande sah sich der Treulose überhäuft von allen Leuten, die ihn kannten. – Therese aus der Stadt durfte er nie wieder sehen – er mußte sie vergessen, denn nimmer konnte sie die Seine werden!

Er schrieb auf ein Blatt einige Zeilen, welche er dem Mädchen mit Tagesanbruch übersenden wollte. Er schrieb, daß er Bräutigam sei und das Geschick sie für immer trenne. Er schrieb, wie unendlich es ihn schmerze, ihr dieses mittheilen zu müssen, daß er zeitlebens ihren Verlust betraure und niemals mehr glücklich sein könne.

Diesen Brief wollte er an Therese übersenden. Er nahm sich vor, sie nie wieder zu sehen – und während dieses Vorsatzes stand die Geliebte seines Herzens lebendig vor seiner Seele! Er hörte ihre Worte: „Auf Wiedersehen, mein Aloys!“ und es war ihm, als drückte sie einen leisen Kuß auf seine Lippen und er fühlte, wie sie jetzt geistig mit ihm vereint sei. Ein glücklicher Schauer durchrieselte seinen ganzen Körper und mit freudiger Bewegung rief er: „Therese, meine Therese!“

Aber ach, in diesem freudigen Fluge fühlte er wieder an seine Flügel ein schweres Gewicht sich hängen, welches ihn herabzog in die traurige Wirklichkeit. –

In diesen verschiedenartigen Gemüths-Erregungen verging die Nacht und der kommende Morgen brachte kein Licht in den geistigen Wirrwarr des jungen Mannes. Er kam endlich zu dem Schluß, sich bei seinem Freunde, dem Geistlichen des nahen Marktes, Rath zu erholen und schlug, sobald er vom Hofe abkommen konnte, den Weg dahin ein.

Resl, seine Braut, begegnete ihm vor dem Hause. Sie hatte mit ängstlicher Spannung schon lange nach dem Narrenhofe herübergesehen, ob ihr Bräutigam nicht sichtbar sei und ging ihm, sobald sie ihn erblickte, entgegen. Sie fragte ihn zärtlich nach seinem Befinden. – Aloys reichte ihr die Hand und eine Thräne floß ihm über die Wange, als er dem Mädchen in die treuherzigen Augen sah.

„Du bist no nôt g'sund!“ sagte die Resl besorgt. „Bleib' z'Haus, Alys; i laß Dir um an' Dokt'r fahr'n.“

„Will lieber selbst zu ihm geh'n,“ entgegnete der junge Mann. „Die frische Luft thut mir gut.“

„Wenn D' nur nôt krank wirst!“ sagte das Mädchen. „I woaß nôt, wie's kimmt, aba mir is's als müaßt no was Unrechts passim, bevor ma coplirt wer'n. Nimm' Di' zam, Alys, 's is koa guate Ahnung.“ –

„Und seit wann ahnst Du so was, Resl?“ fragte Aloys überrascht.

„No nôt lang,“ entgegnete das Mädchen. „Aba Gspoaß, was wird's sei', als a nixnutzige Einbildung. Nôt wahr, Alys?“

„Gott geb's!“ entgegnete dieser. – „B'hüt Di Gott, Resl, bis Mittag komm' ich wieder nach Haus!“

„Komm' g'sund wieda, daß ma 'n Nachkirta no austanz'n könnn. B'hüt Di Gott, Alys!“

Sie drückten sich die Hände und Aloys schlug mit unerquicklichen Gefühlen den Weg nach dem Markte ein. Der Weg führte über eine Anhöhe, woselbst er in der nahen Wiese ein Mädchen bemerkte, welches Blumen pflückte und mit freudiger Hast von einer zu andern sprang. Kaum war es den jungen Mannes ansichtig, eilte es mit kindischer Freude Aloys entgegen.

Im nächsten Augenblicke hielt er Therese in seinen Armen und bedeckte mit glühenden Küssen den schönen Mund, welcher sich ihm darbot und welcher ihn wieder küßte.

„Gelt, Aloys, Du g'hörst mir?“ rief im freudigsten Tone das glückliche Mädchen.

Und wie damals bei ihrer letzten Umarmung in Regensburg erwiderte der junge Mann: „Ewig, Therese!“ – Aber dieses Mal trieb keine gestrenge Hofrathsstimme die Liebenden auseinander und mit aller Innigkeit hielten sie sich umschlungen. Sie dachten an nichts mehr, als an das Glück des Augenblicks. Beide waren selig in ihrer gegenseitigen Anschauung.

„Bist Du's denn, Aloys?“ begann endlich Therese. „Und Du, bist's denn Du?“ entgegnete der Mann. „Liebest mich drei lange Jahre ohne alle Kunde von Dir!“

„Bedurfte es denn einer Kunde?“ fragte das Mädchen. „Brachte sie Dir nicht stündlich Dein Herz? Die Küsse, die ich Dir in Gedanken sandte, hast Du sie nicht empfunden, hat Dein Gefühl sie Dir nicht empfinden lassen?“

„Aber, wo warst Du denn, Therese? Erzähle doch!“

„Ach, Aloys,“ erwiderte das Mädchen, „laß mich nicht zurückblicken in die Nacht, da es mir endlich Tag geworden. Die Nacht war gräßlich, der Tag ist über alle Maßen schön! Laß mich an nichts weiter denken, als daß ich Dich wieder habe. An Deinem Herzen geborgen, werde ich Alles vergessen, alles Leid und Weh, was ich erduldet. Dies ist vorüber und jetzt, nicht wahr, soll uns nichts mehr trennen?“

Der junge Mann getraute sich hierauf nicht zu antworten. Eine tiefe Röthe bedeckte sein Gesicht. Aloys ermannte sich und verlegen blickte er ringsumher, ob Niemand in der Nähe war, der diese Begrüßungsscene mit angesehen hatte. Das kleine Wäldchen lag wenige hundert Schritte von ihnen und Aloys lenkte mit Theresen die Schritte dahin. Am Saume desselben setzten sie sich nieder und nun drängte sich Frage und Antwort aufeinander. Therese erfuhr zu ihrem Bedauern, daß Aloys noch oft an sie geschrieben und ebenso überrascht war dieser über die Versicherung, daß das Mädchen mehrere Briefe an ihn abgesandt hatte. – Beide also wurden betrogen. Beide täuschten sich. Jeder glaubte sich von dem anderen vergessen und Beide irrten sich. Hätten sie das geahnt! Wie viele Leiden wären ihnen erspart gewesen, wie anders hätte es um Theresens Inneres gestanden!

Ihr hatte das Schicksal nicht mehr freundlich gelächelt. Seit jener letzten Umarmung mit Aloys war sie nicht mehr froh geworden. – Jene Scene wurde in der Stadt bekannt; die geschäftige Fama vergrößerte die Sache und die Vorsteherin des Instituts, das Therese besuchte, hielt es für gerathen, einem Mädchen, das in einen Studenten verliebt sei und bei einem Rendez-vous ertappt worden, den ferneren Zutritt zu versagen. Ihre Freundinnen zogen

sich von ihr zurück – mit einem Worte: das Mädchen kam gleichsam in Verruf. Ihr Schmerz und ihre Wuth waren grenzenlos. Wohl milderte sich nach und nach das falsche Urtheil, aber ein Makel blieb einmal auf Therese haften und ihre tief bekümmerten Eltern, welche an dem Skandal die größte Schuld trugen, hielten es für das Beste, ihre Tochter auf einige Jahre zu entfernen. Die Frau Hofrätthin hatte in einem böhmischen Kloster eine Anverwandte, welche Aebtissin war und eine strenge, fromme Frau sein sollte. An diese wandte sie sich mit dem Ersuchen, ihre Tochter zu sich zu nehmen. Die Bitte wurde genehmigt und Therese mußte abreisen in das Kloster nach Böhmen. –

Ihr war gräßlich zu Muth. Sie war verwundet bis zur letzten Faser ihres Herzens. Sie, welche das Leben bis jetzt nur heiter angelacht, sah jetzt nur sein grinsendes Spottgesicht. Nur das Bewußtsein ihrer Unschuld hielt sie noch aufrecht. Der Gedanke an Aloys war der einzige lichte Stern in der Nacht ihres Elends; an ihn klammerte sie sich an, wie der Schiffbrüchige den Balken umfaßt, der ihn hinaustragen soll zum sicheren Strande. – Die reine Liebe, die man in ihrer schönsten Blüthe gewaltsam unterdrücken wollte: die nährte sie mit heimlicher Freude und sie schwur es sich selber, eher in dieser Liebe unterzugehen, als ihr zu entsagen. Ein bitterer Trotz machte sich in ihrem Charakter geltend. Die Aebtissin des böhmischen Klosters nahm Therese als ein von der christlichen Herde verirrtes Lämmlein wohlwollend auf, doch suchte sie die Begriffe, welche Therese bis jetzt vom Leben hatte, mit einem Male umzustoßen. Man sprach ihr so viel vor und so viel in sie hinein, bis sie selbst nicht mehr wußte, wie sie daran war – bis sie ihren letzten Trost verlor: den Halt, welchen sie in sich selbst gefunden, bis sie Alles verlor, alle Freuden und Hoffnungen und endlich ein willenloses Geschöpf – eine Creatur ihrer Obern wurde.

Dazu kam noch, daß ihr eine böse Krankheit Vater und Mutter in Einem Jahre raubte und da auch Aloys auf all' ihre Briefe, welche sie im Ver stolhenen an ihn abgeschickt, keine Antwort gab (denn die Briefe wurden alle der Aebtissin verrathen und überbracht) und ihn für verloren hielt, so fühlte sie sich in den Mauern des Klosters unendlich verlassen. Dieses Gefühl that ihr unaussprechlich weh, und ist dieses wohl der größte Schmerz im Leben. Wer nie verlassen gewesen, weiß nicht, wie es dem im Innersten ist, der sich verlassen fühlt!

Unverstanden sah sie ihre schönsten Wünsche dahin welken und keine Morgenröthe dämmerte mehr in ihrem Herzen auf. Nach dem vermeintlichen Verluste von Aloys hoffte und befürchtete sie nichts mehr, denn nach ihrer Meinung hatte sie nichts zu verlieren.

So waren fast drei Jahre dahingeflossen.

Sie war vor die Wahl gestellt, den Kampf mit dem Leben aufzunehmen oder im Kloster zu verbleiben. Die würdige Oberin, welche keinerlei Zwang auf ihren freien Willen ausüben wollte, gab Therese Gelegenheit, noch einmal in das freie Leben hinauszutreten und dann sich über ihre Zukunft zu entscheiden. Die Gelegenheit hiezu gab das große Madonnafest in Neukirchen zum heiligen Blut.

Zu diesem Feste strömten von Nah und Fern fromme Wallfahrer. Auch von dem Orte, wo Theresens Kloster sich befand, machte sich ein Kreuzgang zusammen und die Aebtissin gab Theresen den Rath, unter dem Schutze einer würdigen Frau diese Wallfahrt mitzumachen.

Therese war bei dieser Nachricht auf's Tiefste bewegt. Sie sollte noch einmal hinauskommen in das Leben – noch einmal in die Nähe von Aloys!

Sie sollte Aloysens Heimat – vielleicht ihn selbst nochmals sehen! Dieser Gedanke brachte neues Leben in alle Adern ihres Körpers. Die Hoffnung regte sich auf einmal wieder in ihrem Herzen. Das Gefühl der Freude, dieses längst entwöhnte Gefühl, machte sie erzittern. Ihre ganze Seele jubelte bei der süßen Stimme ihres Innern, welche ihr zurief: „Zu ihm! zu ihm!“ –

Die würdige Frau, deren Obhut sie anvertraut wurde, war die Lehrerin des Ortes und zugleich das Faktotum des Klosters, für das sie alle weltlichen Geschäfte besorgte. Durch ihre Bigotterie hatte sie sich das unbedingte Vertrauen der Aebtissin erworben, welche sie bei allen Gelegenheiten in Sprache und Benehmen nachzuahmen suchte. Nur in materiellen Dingen überließ sie diese Nachahmung ihrem Manne, denn Beide bildeten den Gegensatz von

corpulent und mager, eine Erscheinung, welche die Frau auf Rechnung von Naturanlagen schrieb, deren wahre Ursache aber noch eine andere war.

Da die Frau Lehrerin in der Nähe von Neukirchen einige nothwendige Geschäfte für das Kloster zu besorgen hatte, ward die Wallfahrt schon einige Tage vor dem Feste angetreten.

Therese ward mit jedem Schritte, mit dem sie sich vom Kloster entfernte und sich Aloysens Heimath näherte, fröhlicher. Die Jugend machte ihre Rechte in dem armen Mädchen wieder geltend. Ihre Begleiter ahnten nicht, was in der Seele ihrer Anbefohlenen vorging. So kamen sie nach dem Orte, wo das erste Wiedersehen zwischen Aloys und Therese stattfand.

Was das Mädchen bei diesem ersten Begegnen fühlte, ist wohl unaussprechlich. Die wenigen Worte, welche sie mit ihm gewechselt, ließen sie ihre ganze Vergangenheit vergessen. Ihre Seele jubelte laut auf vor Glück. Die Fesseln ihres Geistes und Herzens waren plötzlich hinweggehaucht, ein wonniges Gefühl durchströmte ihren ganzen Körper: Therese war glücklich! Und auch Aloys war es! Beide hatten sich wieder gefunden und Beide fühlten, daß sie das Schicksal für einander bestimmt habe. Sie hofften, daß der Gott, welcher die Flamme in ihren Herzen angezündet, dieselbe nicht wieder auslöschen würde.

Unter gegenseitigen Fragen, Antworten und Erzählungen ihrer Erlebnisse verrannen flüchtig die Stunden. Aloys hatte Alles erzählt; nur über Einen Gegenstand schwieg er – über seine Braut. Er fühlte die Sünde, welche er beging, aber er konnte dieses Geständniß nicht über seine Lippen bringen, wenigstens jetzt nicht. Er konnte die klare Freude des Wiedersehens nicht trüben. Er selbst zwang sich zum Vergessen und er vergaß. Beide waren selig und Keines ahnte, daß die Sonne, welche diese Seligkeit beschien, noch heute herniederschauen sollte in die Nacht einer neuen Trostlosigkeit!

#### IV.

Der böhmische Schulmeister saß mit seiner theuern Eehälfte in dem Herrensitz des Eschkamer Gasthauses. Beide warteten auf ihre Schutzbefohlene, auf Therese, welche sie seit der Frühmesse in der Kirche glaubten, wo sie sich in stiller Andacht vorbereiten würde auf den morgigen Ablaß und auf den wichtigen Schritt, welchen sie in Kurzem durch den Eintritt in das Kloster zu machen hatte. Die Frau Lehrerin hatte eine Halbe Bier vor sich stehen und strickte an einem blauem Strumpfe. Der Herr Lehrer hatte nichts vor sich stehen und sah mit einem Auge in ein altes, vergilbtes Gebetbuch, mit dem andern nach dem Glase, welches vor seiner Gattin stand und auf dessen teilweisen Inhalt er sich bis jetzt vergebens Hoffnung gemacht hatte. Seine Frau hatte hiezu ihren triftigen Grund und gab ihm das Glas immer erst, wenn sie ihren Durst vollkommen gelöscht; denn hatte es der Mann einmal in Händen, so trank er so lange fort, bis der letzte Tropfen geflossen, eine Gewohnheit, deren üppige Ausführung die Frau Gemahlin dadurch verhinderte, daß sie immer möglichst wenig im Glase ließ und so der Mann nie zu einer vollkommenen Befriedigung gelangte.

Es gehörte zur Hausphilosophie der Frau Lehrerin, diese unvollkommene Befriedigung in Allem und Jedem bei ihrem Manne in Anwendung zu bringen. Ihr erster Mann unterlag daher gewiß keinem Indigestionsfehler, als er das Zeitliche segnete und eine blühende fünfzigjährige Wittve zurückließ. Die Wittve blühte wirklich, denn sie zeichnete sich durch ein fortwährend rothes Gesicht aus und hatte eine Dicke, welche den Speiseabfällen des Klosters, wo sie beständig beschäftigt war, alle Ehre machte. Sie erfreute sich einer großen Nase, auf welche meistens ein Augenglas eingezwickelt war. Um mit ihren furchtbar großen, rollenden Augen durch dasselbe zu schauen, hatte sie die Gewohnheit, ihren Kopf rückwärts zu halten, so daß der Vergleich mit einem gespreizten Truthahn bei ihr anwendbar war. Sie war von ziemlicher Größe und ihr Körper hätte für proportionirt gelten können, wenn nicht die auffallende Kürze ihres Halses so unvortheilhaft gewesen wäre. Sie trug eine weiße Haube, ein schwarzes Kleid und einen schwarzen Moirékragen, eine Kleidung, welche gleich



auf ihren dienstlichen Beruf im Kloster schließen ließ. Sie galt nicht nur für eine gescheidte, sondern auch für eine fromme Frau mit strengen Grundsätzen; sie war die Vertraute der Vorsteherin des Klosters und hatte bei allen Gelegenheiten einen großen Einfluß. Sie that sich aber auch etwas darauf zu Gute, und wehe der Klosterschwester, welche sich ihre Mißgunst zugezogen hatte! Man fürchtete sie ordentlich mit ihrem strengaussehenden Gesichte, den rollenden, stets forschenden Augen und der fortwährenden, geheimnißvollen Wichtigthuerei. Ihr erster Mann war Lehrer der czechischen Schule in dem Dorfe, welches an das Kloster anstieß. Sein Dienst trug ihm so viel, daß er über die Schönheit eines einfachen Lebens stets im Unklaren blieb. Seiner Frau gehorchte er unbedingt und fürchtete sie wie – den Satan. Er that nichts ohne ihre Erlaubniß. Hatte er einen Jungen zu bestrafen, so mußte erst die Erlaubniß der Frau Lehrerin eingeholt werden, deren Bescheid sich nach Maßgabe der gepflogenen Aufmerksamkeit von Seite der Eltern der Schulkinder richtete. – Er starb endlich. – Die Frau nahm sich für die Schule einen Aushilfslehrer und dieser heiratete, um ein „sicheres“ Brod zu bekommen, die fünfzigjährige Wittwe. Er trat ganz in die Fußstapfen seines Vorfahrers und übertraf ihn wo möglich noch. Er hieß Sebastian und war einige Jahre jünger als seine Frau, sah aber um zwanzig Jahre älter aus. Trotzdem mußte er bei häufigen Rügen seiner Gattin oft den Ausdruck von „Jugendthorheit“ sich gefallen lassen. Er war ein köstlicher Patron, dieser Sebastian, und Jedermann mußte bei seinem Anblicke schon heiter gestimmt werden. Er war unendlich lang und fürchterlich mager; hatte dabei einen eigenthümlich geformten, mehr in die Breite als Länge strebenden Kopf, eine lange, spitze Nase und einen so breiten Mund, daß er sich selbst hätte etwas leise in's Ohr sagen können. Eine große Brille, das Zeichen seiner Buchstaben-Gelehrsamkeit, war vor seinen kleinen Aeuglein angebracht, welche unter einer faltenreichen Stirn hervorguckten. Sein Haupt aber, das mußte man ihm lassen, war noch mit einem ziemlich üppigen Haarwuchse bedeckt und Meister Sebastian wußte denselben mit einem gewissen Schönheitssinne zu ordnen, denn ein unvergleichlicher Kakadu thronte über seiner Stirne und an jeder Schläfe hing eine sorgsam gepflegte Haarschnecke herunter. Sein Gesicht war immer freundlich, wenn er sich beobachtet sah; stets spielte ein süßes Lächeln um seinen zahnlosen, weiten Mund, den er übrigens nie aufthat, wenn es nicht unbedingt nöthig war – denn unter einem gewissen gelehrten Schweigen gab er sich den Anschein eines großen Denkers.

Er dachte wohl stets und auch jetzt im Gasthause dachte er wieder, über sein Andachtsbuch hinausgehend, über die Güte des bayrischen Bieres, über den Geiz seiner dicken Gattin, welche ihm das Glas immer noch nicht reichte, und über die Unrichtigkeit des Sprüchwortes nach: „Mann und Weib – sind Ein Leib!“ Ja, er erklärte dieses in seinem Ideengange für eine pure Dummheit und vergaß sich endlich so weit, daß er die sehnlich erwünschte Bewegung seiner Frau im Geiste schon wirklich zu sehen wähnte und ausrief: „Wohl bekomm's!“

Damit war der Anfang zu einem Dialoge zwischen Beiden hergestellt.

„Ich danke!“ sagte die Frau etwas zerstreut, nahm das Glas und – ach, sie reichte es nicht Sebastian, sondern trank es selbst aus bis zum letzten Tropfen! Ein stiller Seufzer löste sich aus der schweren Brust des Mannes und sein süßes Lächeln verzog sich einige Augenblicke lang zu einer gewissen Sauerkeit.

„Ich denke,“ sagte die Frau, „wir haben für heute genug getrunken. Dies war bereits die vierte Halbe. Es ist entsetzlich, wie leicht man in diesem Bayern zur Sünde geneigt wird! Was hast Du gesagt, Sebastian?“

„Ich?“ entgegnete der Mann. „Hab' ich was gesagt? Nein! Aber, was die Sünde anbelangt, so tragen wir nicht lange daran; denn morgen ist ja allgemeiner Ablaß in Neukirchen.“

„So? Und Du traust Dich, mir das in's Gesicht zu sagen? Auf den Ablaß also sündigst Du hin, Du leichtsinniger Patron? O, da war mein erster Mann, Gott hab' ihn selig, schon ein ganz Anderer; der hätt' sich das nicht zu denken, viel weniger zu sagen getraut! Du trägst seine Kleider – o, könntest Du auch seine Frömmigkeit und Zerknirschtheit tragen in Deinem Herzen!“

Der Schulmeister sah sich, als von seinen Kleidern die Sprache war, unwillkürlich an und ein verstohlenes, ironisches Lächeln schwebte um seinen Mund. Sein Anzug bestand in einer weißen, bereits etwas beschmutzten Halscravatte, einer alten ausgewaschenen Nankinghose und ebensolcher Weste und einem blauen, eigentümlich konstruierten Fracke aus Leinenzeug mit weißen Beinknöpfen versehen. Er hatte seine ganze Garderobe von seinem Vorfahrer ererbt und mußte schon seit fünf Jahren daran tragen. Der Selige war aber um einen Kopf kleiner als Sebastian und die ererbten Kleider, wenn sie auch in der Weite recht gewesen wären, waren in der Länge kaum zu gebrauchen. Die Beinkleider reichten ihm nicht bis zu den Knöcheln und die Ärmel an seinem Fracke waren so kurz, daß das Ende derselben näher dem Ellbogen als der Hand war.

Der Lehrer konnte sich seinen Betrachtungen nicht lange hingeben, denn seine Gattin gab ihm den Auftrag, er solle doch nachsehen, ob Therese immer noch in der Kirche sei, und ihr hierüber Antwort bringen.

Sebastian setzte seinen weißen Strohhut auf und ging.

Die Frau hatte diese Gelegenheit genützt, ein kleines Frühstück zu sich zu nehmen. Sie war eben damit fertig, als ihr Gatte die Nachricht brachte, daß das Mädchen nirgends zu finden, daß die Kirche seit einigen Stunden schon von Niemand besucht gewesen und Therese rein verschwunden sei. Die Frau Lehrerin war dadurch nicht wenig überrascht und in Angst gebracht. Sie warf ihren Kragen um und ging selbst, die Schutzbefohlene zu suchen. Mit Schrecken vernahm sie endlich, daß Therese schon am frühen Morgen auf dem Wege nach Lemming gesehen worden sei. Sie schlug mit ihrem Manne den Weg dahin ein.

Die beiden Liebenden saßen noch immer am Saume des Wäldchens und waren noch nicht fertig mit Fragen und Antworten, als Therese plötzlich schon von Weitem die Gestalten erkannte, welche auf dem Wege daherkamen. Es war die höchste Zeit, daß sich die Liebenden trennten.

„Denke Du daran, Aloys,“ sagte das Mädchen, „wann und wo wir uns sprechen können – ich kann an nichts Anderes mehr denken, als an Dich! Leb’ einstweilen wohl so Gott will, auf ein recht baldiges Wiedersehen!“

Nachdem sie sich herzlich umarmt, ging Therese dem noch in ziemlicher Entfernung herankommenden Ehepaare entgegen.

„Wo sind Sie denn, Fräulein?“ rief ihr die Lehrerin schon von Weitem im mißliebigen Tone entgegen. „Wir suchen Sie seit zwei Stunden vergebens! Warum machen Sie uns diese Angst? Wenn dieses die höchwürdigste Frau erfährt, wird sie sehr ungnädig über Sie werden.“

„Ach, entschuldigt!“ entgegnete das Mädchen. „Ich wußte nicht, daß ich Euch Sorge mache. Ich habe Blumen auf der Wiese gepflückt und bin in dem schönen Walde herumgelaufen – denn ach, es ist ja so schön da, so reizend! Seit drei Jahren habe ich dieses Alles entbehrt; laßt es mich wieder genießen!“

„Was ist das für eine sündhafte Sprache!“ rief die Frau überrascht, indem sie ihren Kopf zurückwarf und ihre rollenden Augen auf das Mädchen heftete. „Was kann Sie die Gegend kümmern? Wenn das die höchwürdigste Frau wüßte! Ich erschrecke bei diesem Gedanken. Statt sich im Gebete auf das morgige Madonnafest vorzubereiten, haben Sie sündhafte Freuden an Blumen und Bäumen! Ich kenne Sie ja gar nicht mehr, Fräulein Therese!“

„Ach, ich kenne mich selbst nicht mehr!“ rief das Mädchen jubelnd aus. „Aber, beste Frau Lehrerin, hat denn der liebe Gott die Blumen und die Bäume und die ganze Natur nicht erschaffen, damit sich der Mensch ihrer erfreue? Sehen Sie nur, wie schön diese Feldblumen sind – ich bitte, nehmen Sie selbe von mir an.“

„Fort, mit diesen weltlichen Dingen!“ rief die erzürnte Frau, indem sie die dargereichten Blumen weit von sich schleuderte. „Ich habe der höchwürdigsten Frau versprochen, daß ich mit aller Strenge über Sie wachen werde, und während ich Sie in der Kirche glaube, laufen Sie in der Gegend herum und geben sich weltlichen Gedanken hin! Unerhört!“

„Frau,“ sagte etwas verzagt der lange Sebastian, welcher zwar die deutschen Ergüsse seiner Theuersten nicht verstand, da er nur böhmisch sprach – aber recht wohl merkte, daß das Mädchen keine Komplimente bekam – „Frau, zanke nicht das junge Blut!“

„Was hat Er hineinzureden!“ rief erzürnt die Frau. „Will Er am Ende gar dem Mädchen Recht geben? Ich rathe Ihm, nicht gemuxt, oder –“

Sie schloß ihren Satz mit einer Gestikulation, welche ihre theure Eehälfte besser verstand, als ihre deutschen Ergüsse, und seine ganze Erwiderung bestand in einigen Schnalzern, welche er mit seinen langen Fingern hervorbrachte, was gewöhnlich geschah, wenn er seine Worte verschlucken mußte.

Die Frau raisonnirte noch eine Weile fort und würde damit nicht so bald zu Ende gekommen sein, wäre nicht Aloys näher gekommen und hätte ihren Gedanken eine andere Richtung gegeben.

„Guten Tag!“ redete er sie an. „Sie kommen wohl als Gäste zur Lemminger Kirchweih?“

„Kirchweih!“ rief der Schulmeister unter einigen konvulsivischen Bewegungen aus. Es war dieses eines jener deutschen Worte, deren Bedeutung einen eigenen Reiz für ihn hatte.

Die Frau aber erwiderte ernst: „Wir sind böhmische Wallfahrer und nirgends geladen, außer bei der Madonna zu Neukirchen.“

„Nun, da Sie gerade des Weges sind,“ sprach munter der junge Bursche, „so werden Sie wohl ein kleines Nachkirchweihmahl nicht verschmähen, wenn ich Sie freundlichst hiezu einlade.“

Die Lehrerin war über diese unerwartete Einladung überrascht und schaute den jungen Mann verblüfft an. Dieser vermied es wohl, Therese anzublicken und fuhr im gutmüthigen Tone fort: „Wir haben die böhmischen Wallfahrer sehr gern. Wollen Sie also meine Einladung annehmen, so wird es mich und meinen Vater freuen. Und da Sie, dem Ansehen nach, von weiterher kommen, können Sie dann auch einiges Backwerk und Schinken mit auf die Rückreise nehmen.“

„Aaaa Schink'n!“ rief der Schulmeister in einem Tone, der bewies, daß dieses wieder eines jener deutschen Worte war, deren Bedeutung ihn reizte, und zwar in einem solchen Grade, daß ihm das Wasser in zwei Rinnen aus beiden Mundwinkeln herausfloß, während sich das Zäpfchen seines langen Halses auf- und abwärts bewegte, als verschlänge er schon ein Stück dieser ihm so selten vorkommenden Speise.

Die Frau ihrerseits war durch diese Worte gleichfalls gewonnen. Die Artigkeit des jungen Bauernburschen gefiel ihr und sie gab sich Mühe, denselben mit aller ihr zu Gebote stehenden Liebenswürdigkeit anzusehen.

„Nun, wenn Sie es durchaus nicht anders thun,“ sprach sie endlich, „so sind wir halt so frei, ich und mein Mann und das Mädchen da. – Aber, Therese,“ rief sie plötzlich, „wenn das die hochwürdigste Frau erführe!“

„So lassen Sie mich nach Hause gehen,“ erwiderte das Mädchen. „Gehen Sie allein hin mit Ihrem Manne.“

„Aaaa Schinken!“ seufzte der Schulmeister wieder und schaute seine Frau mit zwei Augen an, denen sie nicht mehr widerstehen konnte.

„Nein, Fräulein Therese, wenn ich hingehe, dann müssen Sie auch mit. Ich darf Sie nicht allein lassen. So will ich denn die Sünde auf mich nehmen! Führen Sie uns in den Bauernhof, und damit Sie wissen, wer wir sind, so sehen Sie hier meinen Mann, einen würdigen Schullehrer, – mich, seine Frau und hier ein Fräulein, welches bald das Glück hat, den Schleier zu nehmen. Seien Sie wieder gut, Fräulein – ich werde der hochwürdigsten Frau nichts vermelden!“

Unter fortwährendem Geplauder der dicken Frau war der Narrenhof erreicht und Aloys führte seine Gäste in die Stube, wo sich mehrere gedeckte Tische befanden, die theilweise schon mit Gästen besetzt waren.

„Bring’ Euch böhmische Wallfahrer,“ sagte Aloys zu seinem Vater. „Sie kommen weit her und sollen, wenn sie wieder nach Hause kommen, nicht sagen, daß sie in Bayern nicht gut aufgenommen waren.“

„Freut mi!“ rief der alte Narrenhofbauer. „Seid’s willkemma und eßt’s und trinkt’s so viel als ’s mögt’s!“ Zu seinem Sohne sagte er leise: „Alys, Du verscheuchst ja mit denne G’salten alle andern Leut. Die hätt’n ja denat d’ Taub’n nöt bessa zamtrag’n können! Er siegt aus wie r a Vogelscheucha und sie wie r a rothe Ranna und ’s Deandl mit ihre brinnete Hoar – no ’s Deandl, Sapperment, hat die a Poar Aug’n! Soll das die Tochter von denne G’salten sein?“

„Gott bewahr’!“ entgegnete Aloys. „Das Deandl ist nur in ihrer Begleitung wallfahrten ’gangen. Sie soll, wenn ’s wieder heim kommt, in’s Kloster geh’n und hat keine Freud dazu.“

„In’s Kloster und koa Freud dazu? Jetzt da schau her! da wenn i was d’rein z’reiden hätt’, das g’schehet nöt. Davonthalbn (deshalb) sieht ’s aar a so kasi aus – dös arme G’schöpf!“ –

Aloys war über die Theresen zu Theil gewordene Theilnahme von Seite seines Vaters innig erfreut und er machte einen Spaß, indem er sagte: „Nun, Vater, wenn Euch das Deandl so g’fällt und Ihr meint, sie soll nöt in’s Kloster: so könntet Ihr’s ja heirathen.“

„Wär’ aa nöt aus!“ entgegnete heiter der Alte, auf den Spaß eingehend. „Was d’ Resl wohl saget, wenn ’s so an Schwegamuatter krieget; dann kaant’s no lang wart’n, bis i ’n Austrag nehmet und damit wär’ Enk justement koa G’falln tho. – Schau aaf die Gäst’, Alys, daß nix feilt!“

Vater und Sohn trennten sich und plauderten mit den Anwesenden, hießen sie Plätze einnehmen und sorgten für deren reichliche Bewirthung. Aloys war selig, Therese unter seinem Dache zu wissen. Beide vermieden, sich viel mit den Augen zu suchen und wenn sich ihre Blicke gerade begegneten, sagten sie sich in diesem Momente mehr, als sie in einer Stunde hätten aussprechen können. Der lange Sebastian und seine theure Gattin waren unendlich befriedigt. Das Gesicht des Lehrers wurde bei jeder neuen Schüssel freundlicher; er aß mit Herzenslust und man sah es ihm an, daß sein Appetit nicht von heute und gestern war, denn er schien mit der Anzahl Speisen immer zuzunehmen. Die Frau unterhielt sich mit einer neben ihr sitzenden Bauersfrau und machte Vergleiche über die bayerischen und böhmischen Lebensmittel und kam bei jeder neu aufgetragenen Speise auf den Refrain zurück: „Ja, sehen Sie, das kann man halt bei uns nicht einmal um’s Geld haben; muß mir deshalb schon eine rechte Ehre anthun und mir’s schmecken lassen!“ Der Narrenhofbauer unterhielt sich länger mit Theresen und ward von deren liebenswürdigem Benehmen und deren Bescheidenheit in der That für sie eingenommen. – Als Getränke wurde Anfangs Bier gereicht, als aber Weinflaschen aufgestellt wurden und Sebastian sich nach einigen Gläsern überzeugt, daß es wirklich Wein sei, ging sein stilles Lächeln in stoßweises, lautes Lachen über, was nicht wenig zum Ergötzen aller Anwesenden beitrug. Der Wein schien seinen Appetit erst recht anzuregen und er aß mit erneuten Kräften.

„Alys,“ sagte der Narrenhofbauer lachend zu seinem Sohn, – „i bin zwar a reicha Baua, aba wenn i den langen Kerl acht Tag lang dahalt’n müßt, könnt’ i am neunten Tag betteln geh’n. – Aba es freut mi, daß ’s ihm a so schmeckt und is ihm aa vogunt!“

Die Lustbarkeit der Kirchweihgäste ward noch erhöht, da der Dudelsackpfeifer erschien und als Tafelmusik Einiges mit eigenthümlicher Virtuosität zum Besten gab. Man fing sogar theilweise zu tanzen an, und die Frau Lehrerin, deren hellrothes Gesicht in’s Bläuliche übergegangen, sah es nicht ungern, als Therese, nach ihrer Meinung, um der Gelegenheit zur Sünde auszuweichen, die Stube verließ.

Das Mädchen, dem das Sitzen beim Mahle und der Anblick ihrer Tischnachbarn unerträglich geworden, athmete leichter auf in der freien Luft und ging in den an den Hof anstoßenden, großen Obstgarten, hoffend, daß ihr Aloys nachfolge.

Sie hoffte nicht umsonst; denn der junge Mann stand neben ihr, ehe sie sich’s versah.

„Therese!“ rief er schmerzlich aus. „Wie weit ist es mit Dir gekommen! Du mußst – Du kannst diesen Leuten unterthänig sein! Du, das feingebildete Mädchen, die Tochter des

Hofrathes! Ich weiß nicht, was mich abhält, Beide aus dem Hause hinauszujagen, in das ich sie so freundlich aufgenommen. Aber, es empört mich in meinem Innersten!“

„Und doch, Aloys,“ entgegnete sanft Therese, „verdanke ich diesen Leuten das schönste Glück meines Lebens. Ohne sie hätte ich die Wallfahrt wohl nimmer machen und Dich wiedersehen dürfen. Alles Andere verschwindet gegen diese Seligkeit. Sei also gut mit ihnen wie bisher, denn ich muß noch lange um sie sein.“

„Das sollst Du nicht!“ rief Aloys leidenschaftlich aus. „Noch heute muß sich das ändern. Ich gehe zu meinem Vater und ich werde ihm sagen“ –

Der junge Mann stockte. –

„Thu’, was Du für gut findest,“ sagte das Mädchen.

„Ich finde für gut, Dich zu meiner Frau zu machen, Therese. Nicht Bäuerin sollst Du werden – nein, ich werde mir ein Herrngut in der Nähe kaufen und Dir eine Stellung anbieten, welche Deiner Erziehung entspricht. Mein ganzes Leben lang will ich nur darauf bedacht sein, Dich zu erfreuen und zu beglücken. – Willst Du mit mir glücklich sein?“

„Ob ich will? – Aloys, ob ich will!“ – Therese fing heftig zu weinen an.

„Warum weinst Du, Herz,“ fragte Aloys in zärtlicher Besorgniß. „Therese, was bewegt Dich?“

„Der Wechsel meines Geschickes ist’s, was mich bewegt,“ entgegnete, etwas ruhiger geworden, Therese. „Dieser nie geahnte, glückliche Umschwung! Als ich hinter den Mauern des Klosters, so all’ meine Wünsche hinwelken und keinen Trost in der Zukunft sah, vergaß ich mich so weit, dem Himmel Vorwürfe über mein unverdientes Schicksal zu machen. Ich hatte Tage und Nächte gebetet und nichts erbetet, bis mir endlich auch dieser Trost versagt war: denn in meiner Verzagtheit hielt ich mich vom Himmel verlassen. Ich sah keine Rettung mehr und, ein willenloses Geschöpf, übergab ich mich der Laune des Schicksals. – Da, auf einmal wird’s Licht in meinem Innern; während ich schon Alles für verloren gebe, erhalte ich Alles wieder zurück – Alles so schön und so reichlich, und mein Herz ruft mir laut zu: Gott hat mich nicht verlassen!“

„Er wird uns Beide nicht verlassen!“ sagte Aloys, Therese zärtlich die Hand drückend, als ihn der Ton einer Mädchenstimme plötzlich aus all’ seinen Himmeln herausriß.

Der alte Narrenhofbauer hatte nämlich die Langenbauern-Resl aus ihrem Hof zum Tanze herübergeholt und Beide schauten sich nach Aloys um. Die Resl glaubte denselben im Garten bei Theresen zu sehen und rief hinaus: „Alys, oh! Kimmst aa nöt, daß D’ mit mir tanzst!“

Aloys erschrak. Es war ihm zu Muthe wie einem Verbrecher.

„Wer ist das Mädchen?“ fragte Therese über Aloysens Verlegenheit etwas überrascht.

„Ich werd’ ’s Dir nachher sagen,“ entgegnete erröthend der junge Mann. „Erwart’ mich hier, ich komm’ bald wieder!“

Aloys eilte in das Haus. Therese war allein. Sie schaute noch nach der Thüre, hinter welcher der Geliebte verschwand und konnte sich einiger ihr selbst noch unklarer Gedanken über dessen sonderbares Benehmen nicht erwehren, als plötzlich ein schallendes, widerliches Gelächter hinter ihrem Rücken ertönte, ein Gelächter, das ihr in das innerste Mark hineindrang. Das Mädchen war so davon erschreckt, daß sie sich nicht umzuschauen getraute. Eine tiefe Röthe bedeckte ihr Gesicht und sie glaubte vor Scham sich verbergen zu müssen, denn sie meinte nicht anders, als daß sie mit Aloys belauscht worden sei. Diese peinliche Lage mochte einige Secunden währen, als sie ein eigenthümliches Geflüster unmittelbar hinter sich hörte. Therese ermannte sich im Bewußtsein ihrer Reinheit und mit stolzer Miene drehte sie sich um; aber welch’ neuen Schreck empfand sie bei dem Anblicke, welcher sich ihr darbot!

Die drei Narrengeschwister standen in ihrer Nähe, sie mit entsetzlichen Gesichtern angrinsend. Hinter dem Streuhaufen verborgen, welcher inmitten des Gartens lag, hatten sie die vorige Scene mit angesehen und ihr Instinkt trieb sie zur Rache gegen die Geliebte des Aloys, ihres Todfeindes. Die boshafte Narren waren überhaupt heute nur gekommen, um

sich auf irgend eine Weise für die Schläge zu rächen, welche sie gestern erhalten, sonst hätten sie sich nicht so geheimnißvoll dem Bauernhofe zu nähern gesucht. Der Narrenseppel mit der Zipfelhaube über dem Gesichte hatte ein großes Messer in der Hand, der Ringelnarr schwank einen starken Knüttel, während die närrische Schwester einen Stein in der Hand hielt, welchen sie gerade nach Theresen zu werfen versuchte.

Therese schrie laut auf und entfloh den Gräßlichen gegen das Haus zu. Sie hörte wie der Stein neben ihr auf den Boden fiel, sie hörte die Tritte der Entsetzlichen hinter sich und schon hatte einer der Narren sie an ihrem Haarzopfe ergriffen und zurückgezerrt – als auf ihr Geschrei die Leute aus dem Hause herbeieilten, Aloys voran, bei dessen Anblick die Narren einen Schreckensschrei ausstießen und die Flucht ergriffen. Therese lag bewußtlos am Boden.

„Helft! Rettet!“ rief Aloys voller Angst. Er neigte sich zu der Ohnmächtigen und nachdem sich die Frauen, und vor Allen Resl, derselben angenommen, blickte er nach den Missethättern. Sie flohen über das Feld dem Walde zu.

„Wartet, Ihr Elenden!“ rief er aus und ohne noch auf etwas Anderes zu achten, als auf die Rache, welche sein Herz erfüllte gegen Diejenigen, die sein Liebstes in der Welt mißhandelt hatten – eilte er ihnen nach. Er verfolgte sie bis in den Wald hinein. Aloysens Vater, die Reizbarkeit seines Sohnes wohl kennend, eilte ihm mit einigen Knechten nach, um ein Unglück zu verhüten.

Therese erwachte wieder in den Armen der Resl, während die Frau Lehrerin vor Angst um ihre Pflegebefohlene laut jammerte und nach Wasser und Essig rief.

„Aloys! Aloys!“ rief das Mädchen, die Augen aufschlagend. „Wo ist Aloys?“ fragte sie dann mit ängstlichen Blicken rings herum schauend.

„Moant's mein' Hochzeiter?“ erwiderte das Bauernmädchen.

„Euer Hochzeiter? Wer ist Euer Hochzeiter?“

„No, der Alys,“ entgegnete Resl, „der Sohn vom Haus da. Aba wia geht's Ihna, san 's besa?“

Therese richtete sich jetzt auf. Das soeben noch todtenbleiche Gesicht überflog eine glühende Röthe. „Aloys, der Sohn des Narrenhofbauern, ist Euer Hochzeiter, sagt Ihr?“

„No ja, was hab'n 's denn, daß 's so oft darnach frag'n? Da Alys is mei' Hochzeiter und über d' Wocha hab'n ma d' Hozet. Hat er Ihna vielleicht gar für'n Narr'n g'halten und 's Heirath'n versprocha?“ setzte sie spöttisch bei. „Aba, so viel i woäß, wird er scho mein Mo, wen Sö nix entgegen hab'n!“

„Nein,“ stammelte Therese – „ich – habe nichts entgegen!“ Sie wäre wieder zu Boden gefallen, hätte sie nicht die Lehrerin in ihren Armen gehalten.

Sie erholte sich aber sogleich wieder. Die Worte der spöttischen Resl: „Hat er Ihna vielleicht für'n Narr'n g'halten!“ – drangen wie der Biß einer giftigen Natter in ihr Herz. Ihr ganzer weiblicher Stolz machte sich plötzlich geltend.

„Fort! fort von hier!“ rief sie der Lehrerin zu. Sie wollte weiter gehen, aber sie wankte bei jedem Schritte. Vor dem Hause stand ein angespanntes Wägelchen. Der Eigenthümer desselben, auch ein Kirchweihgast, war auf die Bitten der Lehrerin gleich bereit, die beiden Frauen nach Eschlkam zu fahren. Der Lehrer mußte zu Fuß dahin zurückkehren. Die Frau hörte auf dem ganzen Wege nicht zu jammern und zu raisonniren auf, aber Therese sprach keine Silbe mehr. Zu Hause angekommen, mußte sie sogleich zu Bette. Sie war furchtbar erregt, und was in ihrer Seele vorging, vermochte sie noch nicht in Worte zu fassen.

\* \* \*

Aloys trieb, nachdem er die Flüchtigen eine Zeit lang vergebens im Walde verfolgt, die Sorge um Therese wieder zurück nach dem Bauernhofe. Hier sah er die Leute in der lustigsten Weise zusammen sprechen, denn Alle vergaßen das kranke Mädchen über das so viel Heiterkeit erregende Ehepaar. Er erfuhr zu seiner Freude, daß Therese nicht verwundet, sondern nur in Folge des erlittenen Schreckens krankhaft aufgereggt worden sei. Er ahnte nicht die Hauptursache dieser Erregtheit, daß es allein die Hochzeit mit Resl sei; daß es der

furchtbare Zweifel sei zwischen Lüge und Wahrheit, der mit allen Foltern das kaum genesene Herz Theresens in Bewegung setzte. Sie sollte ihn zum zweiten Male verlieren und nach diesem Verluste auch den Glauben an das Liebste, was sie im Wachen und Träumen besessen, den Glauben an die Lauterkeit seines Herzens. – Der Gedanke, daß Aloys diesen Vormittag nur ein Spiel mit ihr getrieben, daß er Liebe und Treue schwur, während er in wenigen Tagen mit einem anderen Mädchen getraut werden sollte: dieser Gedanke erregte jede Fiber ihres Herzens.

Aloys erkannte seinerseits recht lebhaft, daß es nun Zeit sei, sein Doppelspiel zu beenden. So schwer es ihm auch ankam, faßte er entschieden den Entschluß, die Resl von Allem in Kenntniß zu setzen.

Resl war in ihrem Hause, als sie von Aloys aufgesucht ward. Das Mädchen hatte nach der Scene im Narrenhof keine Lust mehr, unter den Leuten zu bleiben. Eigenthümliche Gefühle erwachten in ihrem Herzen und es war ihr zu Muthe, als wären die Ahnungen, welche sie diesen Morgen Aloys gegenüber ausgesprochen, bereits in Erfüllung gegangen. Das Benehmen des böhmischen Mädchens, die auffallenden Fragen, ob Aloys wirklich ihr Hochzeiter sei; dann vor Allem das Beisammensein im Garten, welches sie selbst gesehen und Anfangs nicht beachtet hatte, dieses Alles erweckte in ihr Gedanken, welche, so unklar dieselben jetzt noch waren, sie doch im Innersten beängstigten. – Diese Angst stieg bei der sichtbaren Beklommenheit ihres Bräutigams, nachdem er sich zu ihr gesetzt und sie erkannt hatte, daß er ihr etwas Unangenehmes zu sagen habe, aber damit zu keinem rechten Anfang kommen könne.

„I mirk Dir's an, Alys,“ sagte das Mädchen, „daß Di' was druckt; sag mir's nur frischweg, was D' hast. Daß 's nix Guats is, 'sel kenn' i in Dein G'sicht. Alys, Di' g'freut's nimma, daß unsa Hozettag so bald kimmt, möcht'st 'n gern außischieb'n, recht weit außi, so weit, daß D' 'n nimma dalebtest. Was hast mir d'rauf z'antworten?“

Aloys faßte sich ein Herz und bat das Mädchen, sie möchte anhören, was er ihr zu erzählen hätte. So legte er ihr denn das bittere Geständniß ab und es bedurfte all' seines Muthes und seiner Willensstärke, dasselbe in Worten auszusprechen. Er hatte ihr Alles mitgetheilt, von seiner Studienzeit in Regensburg an, wo er mit Therese unter demselben Dache gewohnt, bis zu dem jüngsten Wiedersehen, das Wiedererwachen seiner alten Liebe für die längst verloren Geklaubte.

Resl hatte ihn ruhig angehört und erwiderte kein Wort. Sie stand auf und ging in ihre Kammer. Nach einer kurzen Weile kam sie mit rothen, verweinten Augen wieder heraus und reichte Aloys die Hand.

„Alys,“ sagte sie, „Du bist a brava Bua und koa Feserl Falsch hon i no g'mirkt an Dir. Thua, was Dir Dei' G'wissen vorschreibt. Mir thuat's zwar schmerzli weh, muaß i Di verliern und d' Schand kon i kaam datragn, oba i wünsch Dir davontwegen (gleichwohl) soviel Glück mit'n andern Deandl, wia i g'wünsch'n hab', daß D' hätt'st mit mir hab'n soll'n.“ – Dann ging sie wieder in ihre Kammer, sperrte die Thüre hinter sich ab und weinte heiße Thränen über diesen schmerzlichen Verlust ihres Herzens.

Aloys sowohl wie Resl hatten es vermieden, ihre Väter von dem wichtigen Zwischenfalle in Kenntniß zu setzen. Aloys wußte, daß sein Vater wüthend darüber werden würde, und er wollte ihm das morgige Madonnafest nicht verderben, welches bereits durch die Glocken des nahen Marktes feierlich eingeläutet wurde und womit die Nachkirchweih endete. Also erst nach dem Feste wollte er dem Alten sein Geständniß ablegen. Er war fest entschlossen, sich durch nichts irre machen zu lassen, selbst nicht durch Enterbung; denn sein mütterliches Vermögen, das ihm nicht genommen werden konnte, war so bedeutend, daß er damit allein ein Anwesen sich erwerben und mit Theresen in den günstigsten Verhältnissen leben konnte. Uebrigens gab er sich der Hoffnung hin, seinen Vater, welcher für Therese glücklicher Weise günstig gestimmt war, mit der Zeit für sich zu gewinnen. – Unter solchen Gedanken ging er in den Markt, in der Absicht, Theresen Alles mitzutheilen, und er fühlte in seinem Herzen eine

wohlthuende Leichtigkeit, daß er kein Falsch mehr in demselben bewahren mußte und frei, vollkommen frei dem so geliebten Mädchen gegenübertreten konnte.

Aber Therese war für ihn nicht zu sprechen. Sie lag zu Bette. – Die dicke Lehrerin schlug ihm, so zu sagen, die Thüre vor der Nase zu, ihren Besuch im Narrenhof und Aloys verwünschend, welcher sie dazu gebracht. – Dieser mußte also unverrichteter Sache abziehen und hoffte, am andern Morgen glücklicher zu sein. Das war jedoch nicht der Fall; denn soeben im Begriffe, mit den glücklichsten Gefühlen seiner Therese den Morgengruß zu bringen, ward ihm unterwegs ein Briefchen zugestellt, dessen Inhalt das Grabgeläute seines schönen, jungen Glückes war. Todtenblaß starrte der Ueberraschte das Papier in seiner Hand an, das folgende, bittere Zeilen enthielt:

„Wir dürfen uns niemals wiedersehen! All’ Deine Versprechen gebe ich Dir hiermit zurück. Suche mir nie mehr zu begegnen, denn Dein Anblick müßte mich jetzt ebenso beleidigen, als er mich vordem glücklich gemacht hat.

Therese.“

## V.

Die Glocken der Madonnakirche von Neukirchen beim heiligen Blut tönnten feierlich und weithin hörbar durch das romantische Thal des Freibaches, den Tag ankündend, welcher allen Gläubigen ein Tag der Gnade und des Trostes ward.

Tausende von Menschen waren schon Tags vorher, voll frommen Glaubens, nach dem Wunderorte geströmt und Tausende brachte der kommende Morgen von Nah und Fern.

Die bunten Kleider der böhmischen Wallfahrer, welche singend in massenhaften Zügen das Thal entlang wandelten, brachten in die sonst so stille Gegend ein eigenthümliches Leben. Die Lerchen flogen in die Höhe und jubelten aus voller Kehle in den Gesang der Gläubigen. Der Himmel hatte sein schönstes Gewand angezogen und über die dunkelgrünen, bewaldeten Gebirge goß die Sonne ihre goldenen Strahlen in das liebliche Thal, die Menschen begrüßend, die darin wandelten, und die Blumen küssend, welche ihre bethauten Kelche öffneten.

Näher und näher kamen die Prozessionen dem Gnadenorte, wo schon Tausende von Andächtigen verweilten. – In feierlicher Weise empfangen von den Vätern des Franziskaner-Ordens und unter dem Geläute aller Glocken ward sodann in die Wallfahrtskirche eingezogen und vor dem Altare der Madonna wurden die Gaben niedergelegt, welche die verschiedenen Wallfahrer aus ihrer Heimath mitgebracht.

Alles stimmte mit ein in den Gesang zu Ehren der heiligen Jungfrau; – gewaltig drangen die vollen Töne der Orgel durch das Schiff der schönen Kirche, und himmelan rauschte der tausendstimmige Gesang zum Lob und Preis der holden Himmelskönigin! –

Dort hinter einer Säule aber kniete eine weibliche Gestalt, welche in den Gesang nicht mit einstimmte. Töne anderer Art kamen aus ihrem Munde hervor. Sie schluchzte so bitterlich, daß man sich darüber erbarmen mußte. Das Mädchen schien sehr unglücklich zu sein! Und sie war es auch. Therese suchte, gleich allen andern Gläubigen, Trost und Milderung ihres Schmerzes von der Madonna zu erleben, aber kein freundlicher Sonnenstrahl lächelte hinein in die Tiefe ihres Jammers. Sie vergrößerte diesen womöglich selbst noch, denn sie war eine jener Naturen, welche sich in ihrem Schmerze zu gefallen scheinen und die Wunde immer wieder aufreißen, um sie auf’s Neue bluten zu lassen. – Sie wollte beten – aber sie konnte es nicht. Das Bild Desjenigen, welchen sie sich zu vergessen zwingen wollte, stellte sich immer zwischen ihr Gebet und die Hochgebenedeite. So kniete sie den ganzen Tag an jener Säule, unbekümmert um Alles, was außer ihr vorging. Es achtete ihrer auch Niemand, außer dem hageren Schulmeister, welcher wegen eingetretener Krampfanfälle bei seiner Gattin die Begleitung des Mädchens allein übernehmen mußte und sich hie und da nach der Betenden umsah.



Aber noch Jemand hatte sich theilnamsvoll Theresen genähert. Es was Aloysens Vater, welcher das Mädchen alsbald an ihren goldlockigen Haaren wieder erkannte und bei ihrem sichtlichen Schmerz die regste Theilnahme empfand. Er ahnte wohl nicht, wie nahe ihn ihr Leid berühre. Freundlich sprach er sie an und wollte sie trösten, aber Therese hörte und achtete nicht auf ihn. Der Narrenhofbauer wandte sich deshalb an den nahestehenden Schulmeister, der aber auf die deutsche Frage nicht antworten konnte und nur einige unverständliche Grimassen machte. Der Bauer gab ihm, bevor er wieder weiter ging, einen Gulden und sagte, auf das Mädchen zeigend, er solle ihr dafür ein Wallfahrtsandenken kaufen. Der Schulmeister sagte: „Verstanden!“ und Aloysens Vater ging, nachdem er noch einen theilnehmenden Blick nach der Armen gewandt, von dannen.

Auch der Schulmeister ging und kam nicht wieder zurück. –

Therese hatte den ganzen Tag in der Kirche zugebracht. Es fing bereits zu dämmern an und der Küster kam, die Kirche zu sperren. Das Mädchen verließ langsamen Schrittes das Gotteshaus. Wohin sie die Schritte lenkte, das wußte sie wohl kaum. Die ganze Außenwelt war für sie todt und nur mit dem Schmerze in ihrem Innern war sie beschäftigt. Sie weinte nicht mehr. Aber der fortwährende dumpfe Grabeston in ihrem Innern: „Du sollst nicht glücklich sein!“ brachte sie fast zur Verzweiflung. Stier blickte sie zu Boden; nur hie und da blieb sie stehen und wandte das Auge aufwärts, wo die Sterne bereits funkelten und der Mond so freundlich herabschien. Der stille Freund! wie oft hatte er sie getröstet und ihr zugeflüstert: „Hoffe auf bessere Zeiten! Alles ändert sich auf der Welt wie meine Scheibe. Das Glück nimmt zu und ab; aber es kommt wieder und auch für Dich, Therese. Hoffe, hoffe!“ –

„Und was hab’ ich denn erhofft?“ rief das Mädchen hinauf zu dem leuchtenden Freunde. „Nichts als den Verfall all’ meiner Wünsche, nichts als Verrath und Täuschung. Den Glauben an ihn mußte ich noch verlieren, an ihn, den Einzigen, der meine ganze Welt gewesen; der mich mir selbst wieder gab, nachdem ich mich schon für verloren hielt und mich plötzlich wieder hinausschleudern konnte aus all’ meinen Himmeln! Als mir das Mädchen sagte: „Er ist mein Hochzeiter!“ – o, da fühlte ich, daß dies der Todesstoß für alle Freuden meines Lebens war! Ich hatte vielleicht kein Recht mehr auf ihn – die Zeit nahm es mir; aber warum gab er mir’s wieder, warum ließ er mir das Leben wieder mit so unendlichem Reize erscheinen und die Mauern des Klosters so häßlich? Und nun mit einem Male, da er mich verrieth, sind mir jene Mauern weniger häßlich als dieses elende Leben selbst. – Das Leben? Und muß es denn gelebt sein?“

Die Beantwortung dieser Frage geschah nicht mehr laut. Sie richtete sich empor – ein Gedanke durchzuckte ihren Geist und an diesen Gedanken klammerte sie sich an in ihrer Verzweiflung. Wer in solchen Augenblicken nicht Kraft und Muth besitzt, sein Schicksal zu ertragen, der fällt den finsternen Mächten anheim, das Gute in ihm verschwindet und er ist verloren.

Hastigen Schrittes ging die Arme weiter und immer weiter. Sie ging dem Monde zu, welcher gerade über dem Wäldchen stand, wo sie gestern so selig mit Aloys verweilte. Sie setzte sich wieder hin. Aber welche Gefühle durchstürmten heute ihren Busen! Sie floh dieses Plätzchen mit seinen Erinnerungen und ging dem nahen Walde zu.

Wer jetzt ihr sonst so liebliches Gesicht hätte sehen können, wäre bei diesem Anblicke erschrocken. Selbst der liebe Mond wollte sie nicht mehr anblicken, denn er zog sich hinter schwarze Wolken zurück und ließ die Verlassene mit ihrem bösen Schicksale allein in der Finsterniß der Nacht.

## VI.

Der lange Sebastian, welcher, wegen eingetretener Krampfanfälle bei seiner Gattin Therese allein nach Neukirchen geleiten mußte, ward den übernommenen Verpflichtungen auf eine

eigenthümliche Weise abtrünnig gemacht. Die Ursache war das Geldstück, welches im der Narrenhofbauer in die Hand gedrückt, damit er für Therese ein Wallfahrtsandenken kaufen solle. Sei es nun aus Unkenntniß der deutschen Sprache oder aus einem absichtlichen Mißverständnisse, er dachte dem Geldstück eine andere Verwendung zu, wozu ihm seine stets treuen Freunde, der Hunger und der Durst, freundlich zusprachen. Seine Gattin hatte ihn zwar ohnedies reichlich mit Geld versehen, denn sie zählte ihm vier Kreuzer auf die Hand zu einem Glas Bier und einem Brot, mit dem strengen Auftrag, den Rest in der Kirche zu opfern; aber diese Summe war alsbald erschöpft und in vier Semmeln, welche Sebastian so überaus gerne aß, aufgegangen.

Er empfahl daher das Mädchen dem Schutze des Himmels und eilte mit langen Schritten zum nahen Gasthause.

Da ging es lebhaft zu. Die Wallfahrer hatten sich größtentheils dort eingefunden und labten sich an dem braunen Stoffe. Sebastian war so glücklich, alsbald bei einem Landsmanne, einem Weber seines Ortes, ein Plätzchen am Rasen zu erhalten, ein Sitz, welcher zwar für seine helle ausgewaschene Hose, die er von seinem seligen Vorfahr ererbt, nicht gerade vortheilhaft ausfiel. Der Weber, bereits in sehr heiterer Stimmung, reichte dem Lehrer seinen Krug hin mit dem üblichen: „I bring's Enk!“ Der Schulmeister sagte auf böhmisch: „O, ich bitte!“ und trank auf bayrisch so lange fort, daß dem höflichen Landsmanne ganz bange wurde, nicht nur wegen seines Bieres, sondern auch wegen des Trinkenden selbst, weil es den Anschein hatte, als könne er in Folge eines krampfhaften Zustandes den Krug nicht mehr vom Munde bringen. Nur der allmählig zunehmende Uebergang des Kruges von der wagrechten in die senkrechte Richtung verminderte die Befürchtung, und als der Schulmeister endlich mit einem langen gedehnten „Aaah!“ absetzte und den erschreckten Landsmann mit Augen ansah, als wolle er ihm Vorwürfe machen, daß die Geschichte zu Ende sei, konnte dieser vor Ueberraschung weiter nichts hervorbringen als ebenfalls ein langes „Aaah!“ und mit einem wehmüthigen Blicke sah er in die gänzliche Leere seines gefüllt gewesenen Kruges.

„Nochmal?“ fragte jetzt der Lehrer.

„Wie, nochmal?“ rief erstaunt der gefällige Böhme.

Der Magister verstand die Ursache dieses Ausrufes, zog aus seiner Westentasche ein bayrisches Guldenstück und zeigte es dem Landsmanne. Dieser war nun gleich wieder besänftigt und gab einem einschenkenden Individuum seinen Krug zur neuen Füllung. Dies wurde noch recht oft repetirt und die beiden Gefährten geriethen alsbald in einen Zustand, der sie „zwischen Himmel und Erde“ versetzte; der lange Sebastian vergaß sein Weib und seine Schutzbefohlene – und vergaß sich am Ende selber.

Die Sonne war bereits gesunken und die Gäste zerstreuten sich nach allen Richtungen hin. Auch die zwei zwischen Himmel und Erde schwebenden Böhmen dachten endlich an's Nachhausegehen. Der Weber erbot sich, den Lehrer nach Eschlkam zu geleiten, und wacklichen Schrittes schlugen sie den Weg dahin ein. Als sie vor der Kirche vorüberkamen, fiel dem Sebastian plötzlich Therese ein, und siedend heiß überlief es ihn. All' seine Heiterkeit verschwand mit einem Male.

Die Kirche war bereits geschlossen, Therese bei der eingetretenen Dunkelheit und bei seinem Zustande nicht mehr zu suchen; darum gab er sich mit verzweifelter Ergebenheit der Ansicht des Webers hin, daß das Mädchen wohl längst schon allein nach Eschlkam zurückgekehrt sei. Dieses war ihm auch der geringste Kummer; – vor seinem Geiste schwebte das Bild seiner erzürnten Gattin, und ihm ward zu Muthe wie dem Verbrecher auf dem Wege nach der Richtstätte.

Der Weber tröstete ihn vergebens und ermahnte ihn, die Rechte des Mannes zur Geltung zu bringen; aber Sebastian hatte schon zu viel bittere Erfahrungen gemacht, als daß er sich noch einer Täuschung hätte hingeben können, und wäre dieses auch der Fall gewesen, die ersten Worte der Begrüßung von seiner Gattin reichten hin, ihn wieder in sein Nichts zurückzuschleudern.

Der nichts weniger als höflichen Erstlingstitulatur folgte die Frage: „Hab’ ich Dir nicht befohlen, das Mädchen noch vor dem Gebetläuten nach Hause zu bringen? Barmherziger Himmel, wenn das die hochwürdigste Frau wüßte! Aber, wo ist Fräulein Therese?“

Diese Frage machte das bischen Blut in den schlaffen Adern des Mannes stille stehen; er wurde blaß bis in den Mund hinein und stammelte bebend die Frage: „Ist das Mädchen noch nicht da?“

„Also, Du bringst sie am Ende gar nicht wieder zurück?“ rief entsetzt die Frau.

Sebastian lallte jetzt nur mehr. Endlich kam er zu dem hochweisen Ausspruche:

„Wenn nicht sein hier, ganz bestimmt sein wo anders.“ –

Unmittelbar darauf traf man das Ehepaar, trotz des hellen Vollmondscheines mit einer großen Laterne versehen, auf dem Wege nach dem Narrenhofe. Das sonderbare Benehmen des jungen Bauernburschen hatte die Frau schon den ganzen Tag über geängstigt.

Aloys hatte keine Ahnung, daß Therese mit dem Schulmeister nach Neukirchen gegangen; er glaubte sie unwohl und die Lehrerin hatte ihre Ursache, ihn in diesem Wahne zu lassen; denn Therese war kaum fort, so kam der junge Mann im aufgeregtesten Zustande zu der Frau und beehrte, mit dem Mädchen unter allen Verhältnissen sprechen zu dürfen.

Die strenge Frau kombinierte aus den verschiedenen Vorfällen von gestern und heute, daß zwischen beiden jungen Leuten irgend etwas vorgefallen sein müsse. Therese hatte vergangene Nacht zu wiederholten Malen den Namen „Aloys!“ ausgerufen, und da der junge Mann so hieß, welcher jetzt in solcher Aufregung vor ihr stand und nach Theresen beehrte, war ihr die Vermuthung zur Gewißheit geworden. Die Furcht vor den bösen Folgen, welche ihr von Seiten der hochwürdigsten Frau bevorstünden, wenn ihre Schutzbefohlene kurz vor ihrem Eintritte in das Kloster das Verbrechen begehen könnte, sich in einen jungen Mann zu verlieben, dieser Schreck machte sie erfinderisch und sie sagte zu Aloys, daß das Mädchen zu Bette liege und schlafe; sobald sie erwache, wolle sie es ihm sagen lassen, er möge sich nur in der Nähe aufhalten.

Damit verhinderte sie, daß der junge Mann nach Neukirchen ging, um dort Therese zu sprechen. Aloys wollte den Schlaf der Geliebten nicht stören und drang nicht weiter in die Frau, das Mädchen sprechen zu wollen. – Mittags kam er wieder; aber Therese schlief immer noch. Er bat die Frau, ihn einzulassen, er versprach ihr alles Mögliche, aber die Gestrenge war nicht zu erweichen. Sie hieß ihn gehen und warten.

Später kam Aloys mit einem Briefe. Er bat die Frau, denselben Theresen sogleich zu übergeben und er komme gegen Abend wieder, um Antwort zu holen. Die Lehrerin versprach es zu thun; als aber Aloys gegen Abend wieder kam und die erhoffte Antwort verlangte, riß der Frau die Geduld und sie ließ ihn in der härtesten Weise an.

„Packt Euch fort, Ihr zudringlicher Mensch!“ rief sie erzürnt. „Ich will Euch nicht mehr unter die Augen bekommen!“

„Nach Ihnen verlange ich auch nicht,“ entgegnete Aloys, „ich wünsch’ eine Antwort auf meinen Brief oder Therese zu sprechen.“

„Die Antwort kann ich Euch selbst geben. Fräulein Therese, die es nicht der Mühe werth findet, Euch zu schreiben, läßt Euch durch mich sagen, daß Ihr Euch zum Kuckuck scheren sollt; sie will nichts von Euch wissen, denn sie hat ohnedem schon genug Erinnerungen an den Narrenhof und seine Narren! Das ist ihre Antwort, und ich hoffe, sie wird Euch genügen!“

„Das lügen Sie!“ rief der Mann und der Zorn trieb ihm das Blut zu Kopfe. „Hat Therese nicht gelesen, daß ich sie zu meiner Frau machen will, daß ich frei bin und mich nichts mehr daran hindert?“

„Heirathen? Zur Frau machen?“ rief die Frau entsetzt, und zugleich die aufbrausende Wuth des Bauernburschen fürchtend, endete sie das unangenehme Gespräch mit dem höhnischen Ausrufe: „Therese läßt Euch sagen, sie hasse Euch und Euere Narren, und somit Basta!“

„Wie?“ rief Aloys überrascht; „sie haßt mich? Doch nicht der Narren wegen?“

„Ja, sie haßt Euch!“ rief die Frau noch hinter der zugeschlagenen Thüre, welche sie inwendig verriegelte.

Aloys war hierauf wie betäubt von dannen gestürzt. Als jetzt Sebastian ohne das Mädchen heimkehrte, war ihr erste Gedanke: das Mädchen ist von dem Bauernburschen entführt! Im Narrenhofe hoffte sie aus der schrecklichen Ungewißheit über das Schicksal ihrer Pflegebefohlenen herausgerissen zu werden. –

Der Narrenhofbauer hatte sich in Neukirchen den Ablaß geholt und ging gegen Abend unter eigenthümlichen Gedanken in sein Dorf zurück. Er mußte immer an Therese denken, die er in der Klosterkirche an der Säule knieend und weinend gesehen. Ihr blasses Gesicht schwebte ihm vor Augen. Er hatte Mitleid mit dem Mädchen, von dem ihm Aloys sagte, daß sie in's Kloster gehen solle und keine Freude dazu habe. Das junge Blut dauerte ihn und wollte ihm nicht mehr aus dem Sinn, seit er sie so kummervoll in der Kirche erblickt. Er ahnte nicht, daß Therese um seinen Sohn, um Aloys, daselbst geweint und daß dieser die Quelle all' ihrer Leiden sei.

Als er nach seinem Dorfe kam, sah er die Langenbauern Resl vor der Thüre ihres Hauses stehen.

„Grüaß Gott, Resl!“ redete sie der Alte an. „Bist aa nôt wallfahrten ganga? Hab' aa'n Aloys nôt g'sehn!“

„Glaub's wohl,“ entgegnete die Angeredete. „'s war heut koa Tag zum Bet'n und Ablaßhol'n, und hätt' i mir'n just hol'n woll'n, waar's netta alloa g'scheh'n!“

Resl, welche gestern nach Aloysens Geständniß so viel Großmuth gezeigt, konnte dieses schöne Gefühl nicht lange in sich bewahren. Sie vermochte heute an nichts mehr zu denken, als an ihre verletzte Eitelkeit, an das Gerede der Leute, daß sie acht Tage vor der Hochzeit von ihrem Bräutigam verlassen; und in ihrem gerechtfertigten Aerger suchte sie sich den Anschein zu geben, als wäre sie es, welche von Aloys nichts mehr wissen wolle.

„Resl, was bist denn so siri?“ fragte der Bauer, über ihr Benehmen erstaunt. „Seid's harb aaf anand? Wird scho wieda recht wer'n.“

„Recht sie nix mehr, Narr'nbauer, zwischen mir und dem Enkern, und daß i's nur glei sag', aus der Heirath wird nix d'raus und is mir aa nôt so viel d'rum z'thua g'wen, in die narrische Freundschaft eini z'kömma.“

Der Bauer war bei diesen Worten an seiner empfindlichsten Seite verletzt. Es regte sich ihm der Zorn und wäre die so Sprechende ein Mann gewesen, er hätte diese Worte mit ebenso vielen Fausthieben erwidert. – Er ermannte sich etwas und sagte dann mit zitternder Stimme: „Resl, Du kannst mit mein' Alys harb sei', kannst Di' mit eahm aa ganz z'krieg'n; dös Unglück wird sie datrag'n lass'n; aba daß Du mir mei' Verwandtschaft vorwirfst, dös, Resl, hätt' i nôt von Dir glaabt, und wenn Dir mei' Freundschaft nôt guat gnua is, so steht 's ja grad bei Dir, die Sach' z' ändern. I moan, es wird si für'n Alys scho no an' Andere find'n, wenn's darauf a'kimmt.“

„Dössell glaub i aa,“ entgegnete die Resl, „i glaab sogar, sie hat sie scho g'funden und i gratulir' Enk halt zu dem rothhaarigen böhmischen Deandl, wenn er 's Enk als Schwiegertochter hoambringt.“

„'s böhmische Deandl?“ fragte der Alte überrascht. „No, schau, dös is a brav's Madl und wenn's aa nix hat, so is 's eppa grad so viel nutz und oft mehr, wie manche, die auswendi reich und inwendi arm san.“

„No schaugt's“ – entgegnete das gereizte Mädchen spöttisch: „Die Ehr kann 'n Narr'nhof wohl widerfahr'n. I wollt wett'n, da Enka is scho furt d'rum; gebt's nur Obacht, wenn er 's bringt, daß 's Enk mit ihrem roth'n Haar 'n Hof nôt anzünd't.“ – Die Eifersüchtige brach in ein spöttisches Gelächter aus und ging in das Haus zurück.

Der alte Mann stand vor Aerger sprachlos da. Er konnte der Resl kein Wort erwidern. Sein Stolz war auf's Tiefste verletzt. „Und extra,“ rief er endlich aus, „er soll 's bringa; er soll 's zu seiner Bäuerin macha; mir is 's recht und morg'n, wenn 's woll'n, können 's d' Hozet halt'n!“

Der Bauer ging in seinen Hof. Als er nach Aloys fragte, antwortete man ihm, er sei soeben in größter Aufregung nach Hause gekommen, hätte seine Doppelpistole zu sich gesteckt und wäre eilends wieder fortgegangen, ohne Jemanden eine Antwort zu geben. Die Leute befürchteten, daß es irgend etwas absetzen würde.

Der Alte war über diese Kunde sehr besorgt; er kannte das hitzige Temperament seines Sohnes und ahnte nichts Gutes. – Allein und nachsinnend wartete er in der untern Stube auf die Rückkehr seines Sohnes, dessen langes Ausbleiben ihn von Stunde zu Stunde mehr ängstigte. Die verschiedenartigsten Empfindungen durchstürmten das Innere des alten Mannes, bis er in seinen Betrachtungen durch das Geschrei einer widerlichen Weiberstimme gestört ward. Die Hunde bellten außen im Hofe und mischten ihre Laute in das Geschrei der Frau Lehrerin, welche die „Bestien“ zur Ruhe verwies und mit ihrem Manne Einlaß in den Hof beehrte.

Der Narrenhofbauer, welcher den Ankommenden entgegenhing, war nicht wenig überrascht, als er von der besorgten Frau vernahm, daß Therese nicht mehr nach Hause gekommen sei. Unwillkürlich brachte er das Ausbleiben seines Sohnes damit in Verbindung und nahm keinen Anstand, der geängstigten Frau Alles mitzuthemen, was er von der Langenbauern-Resl erfahren. Die Lehrerin ihrerseits wußte mehr zu erzählen und theilte dem Vater Alles mit, was ihr von der Sache bekannt, wobei sie aber wohlweislich ihre groben Ausfälle gegen Aloys verschwieg. Schließlich gab sie dem Alten noch den Brief von Aloys, welchen sie an Therese hätte übergeben sollen. Der Bauer erbrach das Siegel und bat die Frau, sie möge ihn laut vorlesen. Die Frau las mit feierlicher Stimme den Brief vor, welcher das Verhältniß zwischen Aloys und Therese vollständig beleuchtete. Der Brief lautete: „Therese! Als ich Dich vorgestern zum ersten Male wieder erblickte, ward Dir mein Herz wieder mit denselben innigen Gefühlen zugethan, von denen es vor drei Jahren erfüllt gewesen, als uns das Schicksal von einander trennte. Diese drei Jahre sind mit einem Male für mein Herz nicht mehr da, mit Allem, was sich in ihnen ereignet hat. So habe ich auch die Verlobung rückgängig gemacht, welche ich auf den Wunsch meines Vaters nur deshalb eingegangen, weil ich Dich für mich verloren glaubte. Nun ich Dich wiedergefunden, werde ich nicht mehr von Dir lassen, und muß ich es, weil Du mich nicht mehr liebst, – dann weiß ich noch nicht, wie ich werde leben können mit diesem Schmerze. Reiß mich nur mit wenigen Zeilen aus dieser schrecklichen Ungewißheit; ich beschwöre Dich bei der Innigkeit unserer Liebe, mit welcher Du mir einstens und noch gestern zugethan! Schreibe, ob Du noch liebst

Deinen Aloys.“

„Sie kennen sich also von früherher,“ sagte die Lehrerin, „schon seit drei Jahren! So lange kann es sein, daß Fräulein Therese von Regensburg in das Kloster nach Böhmen kam. War Aloys früher in Regensburg?“

„In Regensburg?“ rief der Bauer, und plötzlich kam mit diesem Worte Klarheit in die Sache. „Is dös Deandl eppa gar die Tochta von an' Hofrath?“

„Ganz richtig,“ entgegnete die Frau, vor Neugierde brennend, was sie nun erfahren sollte.

„Dann is sie 's!“ rief der Bauer und klatschte dabei an seinen Schenkel. „Jetzt da schau her, führt 's unser Herrgott nach so langer Zeit wieda zam und macht alle Zwoa wieda inanand vonarrt. Dös is a B'stimmung, Frau, und wenn 's jetzt nur da wär'n alle Zwoa, i sagat justament: nehmt's Enk und seid's glückli!“

Die gestrenge Frau Lehrerin erlaubte sich zwar einige ernsthafte Gegenbemerkungen im Namen der hochwürdigen Frau, welche so etwas niemals zugeben würde, aber sie beruhigte sich einigermaßen, als der Bauer meinte, er würde das Kloster schon mit reichlichen Gaben dafür entschädigen und auch sie selbst nicht leer zurückgehen lassen in ihre Heimath.

„Aber wo ist sie?“ rief jetzt die Frau. „Ihr Heiligen werdet doch nicht zugelassen haben, daß sich die Arme ein Leid angethan hat?“

„Dös,“ entgegnete gläubig der alte Mann, „hat die heili Jungfrau nöt zualass'n. I hab's Madl heunt in da Kircha g'seh'n und wier ihr Kummer mir weh hat tho', so wird er aa da Muatta Gottes z' Herz'n ganga sei', die Koan verlaßt, der auf sie hofft!“ –

Es war bereits Mitternacht vorüber und Aloys war noch nicht zurück. Der Bauer lud die beiden Fremden ein, im oberen Zimmer seines Hauses zu übernachten und dort den morgigen Tag zu erwarten, wo er dann all' seine Bediensteten aussenden und er selbst gehen wolle, Therese und Aloys zu suchen. Das Ehepaar gab sich mit bangen Gefühlen in das ihnen angewiesene Gemach zur Ruhe. Der Bauer konnte dieses nicht. Es trieb ihn fortwährend zur Thüre hinaus und er meinte, er müsse Aloys kommen hören. Da bemerkte er, es mochte zwei Uhr vorüber sein, am Horizonte einen rothen Schein; er mußte von einer Feuersbrunst herrühren, aber in der Richtung gegen den Wald zu war ihm keine Ortschaft bekannt, in dieser Richtung wußte er nur eine einzige Hütte und das war der über eine Stunde entfernte kleine Narrenhof, der Aufenthalt seiner unglücklichen Geschwister. – Ein Gedanke durchzuckte seinen Kopf. Schnell weckte er einige Knechte und in Begleitung derselben eilte er der Richtung des Brandes entgegen, über dessen Stätte er sich in der That nicht getäuscht hatte.

## VII.

Aloys war, nachdem ihn die Lehrerin auf eine so beleidigende Weise angelassen hatte, noch mehr aber über Theresens vermeintliche Antwort auf's Tiefste verletzt. Er war kaum mehr seiner mächtig.

„Also die Narren sind an meinem Unglücke schuld!“ rief er mit vor Wuth erstickter Stimme. Er eilte nach Hause. Das Blut rollte rascher durch seine Adern. Alle Schmerzen, alle seine Gefühle lösten sich in der Leidenschaft auf, welcher er sich jetzt überließ. Zu Hause steckte er eine Doppelpistole zu sich und schlug dann den Weg nach dem Walde ein, durch welchen man an den Aufenthalt der Unglücklichen gelangte. Rachegedanken erfüllten sein Herz. Die Ursache seines traurigen Mißgeschicks sollte vernichtet werden. Ihm war es nicht möglich, an etwas Anderes zu denken. Was er thun wollte, erfaßte er nicht in seinen Folgen. Sein Herz bebte vor Wuth; sein Kopf glühte und jede Fiber seines Herzens zuckte. So war er im Begriffe, seinem bösen Geiste zu folgen und ihm zu erliegen.

Der Mond leuchtete ihm auf dem unbestimmten Holzpfade, derselbe Mond, zu welchem Therese in ihrer Trostlosigkeit aufgeblickt, bevor sie in den Wald gegangen; derselbe Mond, der vorgestern noch Beide als die Glücklichsten beschienen, schaute jetzt hernieder auf diese zwei scheinbar vom Himmel verlassenen Wesen, welche in der Muthlosigkeit, ihr Schicksal zu ertragen, herabgesunken waren in die unwürdige Sphäre jener Unglücklichen, die mit dem Glauben an sich selbst Alles verloren haben, was gut und edel ist.

Als Aloys in die Nähe des kleinen Narrenhofes kam, stieß er einen Schrei der Befriedigung aus, denn er erblickte Licht in der Hütte, ein Zeichen, daß die Narren zu Hause waren. Beim Anblicke der Hütte trat die Erinnerung an seine Knabenzeit lebhaft vor ihn; hier hatte er jenen entsetzlichen Tag verlebt, als ihn die Narren geraubt, hier die furchtbaren Qualen erduldet und hier den Schwur gethan, sich einstens zu rächen an den Verworfenen. Er hatte dieses bis jetzt noch nicht gekonnt – jetzt war sie erschienen: die Stunde der Vergeltung!

Rasch trat er in die schmutzige Hütte ein. Ein dreifacher Schrei ertönte bei seinem Eintritte aus dem Munde der überraschten Narren, welche ihr Instinkt beim Anblicke des Verhaßten die für sie beginnende Gefahr erkennen ließ. Ihr Erstes war ein Versuch, zu entfliehen, aber Aloys stand vor der Thüre und hielt in der Hand die gespannte Pistole. Was hatte er vor, der Rasende? Die Narren sanken bei diesem Anblicke zu Boden und wimmerten wie Hunde, welche die Peitsche ihres Herrn fürchten. Wie sie sich so krümmten zu seinen Füßen, war er wohl einen Moment zum Erbarmen für die Elenden geneigt; aber der Gedanke an Theresens Verlust tödtete wieder jede edle Regung in seinem Herzen. Schon zielte er mit der Pistole

nach den Unglücklichen – schon drückte er ab, da fühlte er plötzlich seinen Arm emporgestoßen, – der Schuß, dem ein furchtbares Geschrei der Narren folgte, entlud sich gegen die Decke und Aloys sah, als er sich mit Entsetzen umgewendet, vor sich – Therese, die mit emporgehobener Hand vor ihm stand, bleich und regungslos, wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt.

Die aufgelösten Haare hingen ihr über die Schultern herab und ihr Auge ruhte ernst und streng an Aloysens starren Blicken.

„Therese!“ rief er endlich mit hohler Stimme aus.

„Was beginnest Du?“ fragte das Mädchen mit ernstem Tone.

„Die Ursache Deines Hasses will ich vernichten!“ entgegnete Aloys mit bebender Stimme.

„Die Ursache meines Hasses? Wer haßt die Unglücklichen? Ich bedauere, aber ich hasse sie nicht!“

„Und doch hast Du mich ihretwegen verlassen.“

„Ihretwegen – wahrlich nicht! Deinetwegen geschah’s, Du weißt es, warum es geschah! Du spieltest mit meinem Herzen, indeß Dich ein anderes Band ...“

„Ich hab’ dieses Band zerrissen!“ fiel ihr Aloys in die Rede. „Gewiß, Therese, ich spielte nicht mit Dir, laß Dir’s in diesem fürchterlichen Augenblicke beschwören, daß ich wahr spreche!“

Sein Zorn war mit einem Male entschwunden. Er schauderte vor der That, welche er soeben noch auszuführen im Begriffe gewesen. Und Therese war sein Schutzgeist in der Stunde der Gefahr! Noch konnte er nicht fragen, wie das gekommen; er war von so mächtigen Gefühlen ergriffen, daß er niedersank auf seine Kniee und den Kopf in seine Hände verbarg. Therese legte ihre Hände auf sein Haupt und mit einem dankbar freudigen Blick gen Himmel lispelte sie: „Maria, das ist Dein Werk! Im Begriffe, an mir selbst einen Mord zu begehen, hast Du mich bestimmt, den Geliebten zu verhindern, ein Mörder zu werden. Dank, Dank Dir, Gebenedeite!“

Die Narren benützten diesen für sie so günstigen Moment, insgesamt durch die offene Thüre zu entfliehen. Niemand achtete ihrer mehr.

Aloys erholte sich bald wieder aus seinem betäubungsähnlichen Zustande und drückte Therese an sein Herz. Beide hatten sich wieder und Beide fühlten, daß sie sich von nun an für’s ganze Leben gehörten.

Therese hatte wirklich den unseligen Entschluß gefaßt gehabt, ihrem Leben ein Ende zu machen. Sie fühlte sich schon verlassen von allen ihren guten Engeln, als plötzlich ein unerklärbarer Drang sie antrieb, immer weiter in den Wald hineinzugehen. Ihr war es, als rief ihr eine Stimme zu: „Weiter, Therese, immer weiter!“ Ihr war es, als schwebte ihr auf dem schmalen Holzpfade das Bild der Madonna voran und als kämen die Worte aus ihrem Munde: „Weiter, Therese, verzage nicht!“

„So hast Du sie gesehen?“ fragte Aloys bei dieser Erzählung. „Gewiß, es war das Prünstgespenst, welches auch mir in vergangener Nacht erschienen mit der Blumenkrone und dem Blumengürtel. Ach, die Prünstfrau hat Dich mir zugeführt, um Dich und mich zu retten!“

„O, Aloys,“ entgegnete Therese in dankbar feierlichem Tone, „es war kein Gespenst, das in unser Schicksal so liebevoll eingegriffen; mein Herz ruft es mir laut zu: die Himmelskönigin ist’s gewesen, die heute mein Gebet erhört und mich nicht verlassen hat in der Stunde der Gefahr. Sie hat uns Beide beschützt und so lange wir leben, wollen wir nie aufhören, sie zu verehren und ihr zu danken!“ Beide schwiegen. Aus ihren Herzen stieg wohl ein und dasselbe Gebet zum Himmel empor und Thränen der innigsten Dankbarkeit flossen aus ihren Augen.

Therese erzählte dann weiter, daß sie auf dem Waldwege, den sie verfolgt, auf die Haide gekommen und dann dem Hause zugegangen sei, wo ihr das Licht entgegengeschienen; so sei sie an die Hütte gekommen, in welcher sie, durch das Fenster blickend, zur ihrer größten Ueberraschung Aloys in Verübung einer bösen That gesehen; schnell war sie eingetreten und kam zur rechten Zeit. –

Es war schon tief in der Nacht; der Morgen konnte nicht mehr fern sein und Therese wünschte bis zum Anbruch desselben auszuruhen von den furchtbaren Erschütterungen dieser Nacht. Das Spanlicht in der Hütte war lange verkohlt und nur das schwache Licht des schon untergehenden Mondes beleuchtete noch etwas den schmutzigen Raum, in welchem sie sich befanden.

Es schien Aloys nicht gerathen, den Rest der Nacht daselbst zuzubringen. Deshalb führte er die Geliebte hinaus bis zum Saume des Waldes und richtete ihr da unter einer Tanne ein möglichst gutes Lager zurecht. Die Luft war mild und Therese schlief bald ein mit den glücklichsten Gefühlen des Dankes für die Madonna und der Liebe zu Aloys, welcher neben ihr saß und auf ihren Athem lauschte. – Tiefe Nacht umgab sie, da der Mond hinabgesunken und die Dunkelheit vor dem anbrechenden Tage sich nochmals geltend machte. Ueber Aloysens Augen hatte sich unwillkürlich die Macht des Schlafes gelagert, so sehr er sich auch dagegen sträubte, als Beide plötzlich durch ein furchtbares Geschrei aufgeweckt wurden.

Ein rother Strahl blendete ihre schlaftrunkenen Augen, denn die Hütte der Narren brannte in hellen Flammen. Die Narren selbst liefen um das brennende Gebäude herum und ihr Geschrei war nicht das des Schreckens, sondern das entsetzliche Geschrei der Rache, der befriedigten Rache, denn sie selbst hatten ihr Haus angezündet, um Aloys und Therese, welche sie noch darin glaubten, nachdem sie vorher alle Thüren von außen verbarrikadirt, lebendigen Leibes zu verbrennen.

„Is d' Thür zua!“ hörten sie fragen.

„Alles zua!“ war die Antwort, „sie könnä nöt außi! ha, ha, ha!“

Und die Uebrigen stimmten mit ein in dieses Lachen, das Theresens Blut erstarren machte. Sie kannte dieses Lachen von gestern her und furchtsam klammerte sie sich an Aloys, welcher sie ermahnte, ruhig zu sein. Er hatte seine Pistole, deren einer Lauf noch geladen war, in der Hand und hatte zwei kräftige Arme; so sah er jeder Gefahr ruhig entgegen.

Dem Gelächter folgte eine längere Stille. Man hörte nichts als das Knistern des Feuers.

Jetzt aber schrie einer der Narren unter entsetzlichen Flüchen: „Sie san furt, d' Stub'n is laar. Sie san furt!“

„Furt!“ schrieen alle mit furchtbarer Wuth, die abscheulichsten Flüche ausstoßend.

„Sie san furt und mei' Strumpf vobrennt!“ rief jetzt die Närrin.

„Mei' Geign, mei' Geign und meine Ringeln!“ schrie der Ringelnarr.

„Mei' G'wand, mei' Geld!“ schrie in gleichem Tone der andere Narr. „In da Kamma is mei' G'wand und mei' Geld!“

Und unaufhaltsam drang das Brüderpaar, nachdem sie die Barrikaden von der Thüre hinweggerissen, in die brennende Hütte ein, um ihre Reichthümer zu retten. Die Schwester hatte nicht den Muth dazu, aber sie schrie ihnen noch nach: „Bringt's mein Strumpf, mein Strumpf! Eilt's Enk!“

Sie eilten wohl, aber sie eilten ihrem Verderben entgegen. Die alte Hütte krachte, der Dachstuhl fiel hernieder, die Flammen schlugen darüber zusammen und unter den brennenden Trümmern fanden die waghalsigen Narren ein glühendes Grab!

Aloys trieb es aus seiner beobachtenden Stellung hervor. Er vergaß, daß es seine Todtfeinde seien, welche in Lebensgefahr waren. Es waren Menschen, es waren seine Verwandten! Schnell kam er an die Brandstätte. Mit starker Hand riß er die brennenden Trümmer auseinander und hob mit einem einzelnen Balken die herabgestürzte Decke theilweise empor; er ließ sie jedoch mit einem Ausrufe des Entsetzens schnell wieder sinken; denn er hatte sie gesehen, die er retten wollte, in einem gräßlichen Zustande, für immer unrettbar.

Die Schwester lag unfern der Länge nach am Boden; sie weinte und schrie laut auf, daß es weithin tönte, wie das unheilverkündende Geschrei des Klagmütterchens.<sup>1</sup> Therese hatte das Mitleid zu ihr hingetrieben und Aloys fand die Geliebte um die arme Närrin beschäftigt,

<sup>1</sup> Der Sterbvogel und das Klagmütterchen, dessen Wehlaute den Tod eines Hausgenossen verkünden, stehen im bayerischen Walde noch in einigem Ansehen.



welche sie zu trösten und aufzurichten versuchte in ihrem unendlichen Jammer. Sie ward auch ruhiger; sie schaute in das liebliche Gesicht Theresens; sie lauschte ihren sanften Worten und dankbar umklammerte sie ihre Kniee und küßte das Kleid des Mädchens.

Ach, es war wohl zum ersten Male in ihrem elenden Leben, daß Jemand mit ihr so liebevoll gesprochen. Die Unglückliche fühlte das und die Theilnahme Theresens that ihr wohl.

„San taudt, alle Zwoa, da Nazi und da Sepp, vobrennt!“ sagte sie in mitleiderregendem Tone und schaute dabei in das Antlitz Theresens, als wolle sie darin lesen, ob diese den Schmerz verstünde, welchen sie bei diesem Verluste empfand.

Die Flamme hatte bald die Hütte mit ihrem Inhalte verzehrt und nur ein dichter Rauch stieg noch an deren Stelle gegen den Himmel empor. Es begann zu tagen und Aloys war auf die Rückkehr bedacht, als der Narrenhofbauer mit seinen Knechten erschien.

„Aloys, bist Du a Mordbrenner wordn?“ rief er ihm im schmerzlichsten Tone zu.

„Nein, Vater,“ entgegnete der junge Mann, „die Narren haben ihre Hütte selbst angezündet; meine Hand ist rein und hier ist der Engel, der sie rein erhielt.“

Flüchtig erzählte er ihm dann die Begebenheiten der vergangenen Nacht.

Der alte Mann athmete leichter. „Der Fluach der narrischen Mariandl,“ rief er, „hat si' dafüllt. „,,Narren sollst D' zur Welt bringa und der rothe Hahn soll Alle vorschlinga!““ Das war's, was sie meiner armen Muatta ang'wunsch'n hat. So is 's aa wor'n und der Himmel wird wiss'n fü wö! Der Herr geb' ihna die ewi Ruah!“ Er schwieg und überdachte das tragische Schicksal seiner Familie. Dann reichte er Theresen die Hand mit den Worten: „Sie san a brav's Madl, schier z' brav für mein Buam, aba da Himmel hat Enk zamg'führt, drum g'hört's Enk halt und seid's glückli!“

Aloys brach in einen Ruf der Freude aus. Er umarmte seine Therese und die aufgehende Sonne begrüßte mit ihren Strahlen das reine Glück der Liebenden.

Man trat nun den Rückweg an. Das närrische Mirdei wurde natürlich auch mitgenommen; aber sie überlebte ihre Brüder nur wenige Tage.

Sebastian und seine Frau wurden, nachdem sie erst reichlich beschenkt, von Aloys selbst nach ihrer böhmischen Heimat zurückgefahren. Er ward hiebei von seinem geistlichen Freunde aus Eschlkam begleitet, welcher ihm beistehen sollte, die Genehmigung der Vorsteherin des Klosters zur Verbindung mit Therese zu erbitten, die auch ohne alle Schwierigkeiten ertheilt wurde.

Die Langenbauern-Resl hielt nach wenigen Wochen Hochzeit mit ihrem Vetter, welcher ihr längst im Stillen zugethan war. Wenige Tage darauf aber führte Aloys seine glückliche Braut Therese zum Altare der Madonna in der Wallfahrtskirche zu Neukirchen.

Der alte Narrenhofbauer, welcher sich über das Glück seiner Kinder unendlich freute, war darauf bedacht, denselben am Hochzeitstage eine freudige Ueberraschung zu bereiten. Er hatte nämlich das Schlößchen zu Lichtenegg, welches unterhalb der Ruine gleichen Namens sich befindet und das einer seiner Verwandten besaß, mit Feld und Wiesengründen käuflich erworben und schenkte dasselbe an dem Freudentage seiner Schwiegertochter zur Aussteuer.

Nach diesem Schlößchen zog das junge Ehepaar und war glücklich und zufrieden. Aloys wurde ein vollendeter Oekonom und brachte das übernommene Gut in den blühendsten Stand. Dabei aber pflegte er mit vieler Liebe seine früher erworbenen Kenntnisse; er las gleichsam zu seiner Erholung die römischen Klassiker in der Ursprache und man nannte ihn deshalb in der ganzen Umgegend nur „den lateinischen Bauer“.